Carl Bernhard

Christian der Siebente

und sein Hof.

Deutsch von

K. L. Kannegießer.

Dritter Band.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1847.

Ungeachtet Seeland keinen Mangel hat an königlichen Schlössern, indem noch zehn dergleichen die Hauptstadt umgeben, von welchen keines mehr als sechs Meilen entfernt ist, hat es mich doch immer geschmerzt, daß das Schloß Hirschholm von der Oberfläche der Erde verschwunden ist. Friedrichsberg, Charlottenlund, Sorgenfrei, die Eremitage, Roeskilde, Friedrichsburg, Friedensburg, Kronenburg, Marienlust und Jägerspreis repräsentiren jedes eine verschiedene Zeit und eine verschiedene Bauart; aber keines von ihnen allen repräsentirt Ludwig's des Vierzehnten Zeit, jene eigenthümliche Periode, die der Culminationspunkt war menschlicher Eitelkeit, einer Zeit, die uns so nahe liegt und uns dennoch so unbegreiflich erscheint. Jene Zeit und ihren französisch holländischen Styl repräsentirte Hirschholm, das man deswegen das dänische Versailles nannte. Ich beweine Hirschholm, wie man einen Mann beweint, den ein rascher Tod hinweggerissen hat in seinem kraftvollen Alter. Das prachtvolle Hirschholm stand in seinem vollen Glanz und spiegelte seine kokette aristokra-

tische Schönheit in den klaren Wellen eines kleinen See's. Der Zeit verzehrender Zahn hatte nicht Muße, an seiner Grundfeste zu nagen, Feindeshand hat es nicht verheert, Flammen haben diese Mauern nicht in Asche gelegt, wie sie das mächtige Christiansburg vernichteten — nein, Hirschholm fiel wie des Waldes stolzer, freudiger Baum fällt von dem scharfen Hieb der Axt. Hämmer lösten eilig Stein von Stein, vieljährige mühsam vereinte Pracht und Größe wurden mit barbarischer Eile zerstreut. Nun streicht der kalte Wind über die grüne Fläche, wo Hirschholm ehedem prangte, eine kleine Kirche ist auf der Oede gebaut, sie steht verlassen und einsam, sie hat keinen Kirchhof, sie hat keinen Thurm, sie kriecht gleichsam in sich selbst zusammen, und fühlt sich unheimlich auf dieser Stelle. Aber aus dem Grunde des See's ächzen die zerbrochenen Säulen und die niedergestürzten Capitäler, welche man noch schimmern sehen kann durch das grüne Gewässer, das sich mehr und mehr mit Meerlinsen überzieht. Wanderer, stehe still! Hierunten ruht ein Schloß! — Aber die weiße Kirche steht wie ein Monument auf dem Grabhügel der menschlichen Eitelkeit, sie ist ein Symbol, denn menschliche Größe soll vergehen, aber, was von Gott ist, wird ewig dauern. —

Hirschholm mit seinen prächtigen Sälen, mit seinen schnurgraden Alleen und hohen Terrassen war des alten Kammerherrn Lieblingsthema; er beschrieb mir es inwendig und auswendig mit einer solchen Genauigkeit, daß ich bisweilen glaube, ich habe auf Hirschholm gelebt und bin selbst diese prächtigen Säle durchwandert, deren Sitte

und Ameublement ich auswendig auf den Fingern herzählen kann. Daß dort in alten Tagen ein Mönchskloster und späterhin eine feste Burg gestanden hatte, welche Graf Christopher von Oldenburg im Kriege belagerte und der Lehnsmann Peder Godsche tapfer vertheidigte und erst übergab, nachdem die Ringmauern eingeschossen waren, interessirte ihn nur wenig. Daß das Schloß nachher dem Corfitz Ulfeld gehört hatte, der in den schattigen Gängen des Gartens mit seiner treufesten Gattin gewandert war und vielleicht dort die großen Pläne ausbrütete, deren Mißglücken ihn zu einem Landesverräther machte und Hirschholm zu einem heimgefallenen Lehn, alles dieß betrachtete er wie eine Curiosität und beachtete es nur in sofern, als das Schloß auf diese Weise Kroneigenthum geworden war. Erst als Sophie Magdalene das alte Schloß niederriß und ein neues aufführte mitten im See auf vielen tausend eingerammten Pfählen und auf einer Grundfeste, wozu die Erde mehrere Meilen weit hergeholt wurde, erst mit diesem Zeitpunkt begann des Kammerherrn Interesse. Und nun war er unerschöpflich in der Beschreibung aller der Pracht, welche hier verschwendet wurde, um die Eitelkeit auf wenige Jahre zu befriedigen. Mit einer Aufmerksamkeit, die gewiß seine Andacht von den Predigten abzog, hatte er die Anzahl der beiden Reihen freistehender Säulen berechnet, der niedern römischen und der obern korinthischen mit ihren vergoldeten Capitälern, welche die schöne Kuppel in der Schloßkirche trugen, deren Sculptur als ein Meisterstück betrachtet wurde. Hieher hatte der berühmte Maler Krock

seine besten und letzten Arbeiten geliefert. Und das Audienzzimmer! Der Kammerherr sprach davon mit einer wahren Schwärmerei. Hier waren alle Leisten an den Thüren und Panelen mit massivem Silber bekleidet, Schlösser, Haspen und Beschläge waren von Silber, die Wände eingelegt mit Ebenholz, Perlenmutter und Silber, geschliffene Krystalle und farbige Steine in silbernen Einfassungen schimmerten überall, die Spiegelrahmen waren von Silber, die Consolen, Gueridons und Kronleuchter waren von Silber. Wahrlich, dieß Feenschloß schien im goldenen Zeitalter erbaut zu sein, unsre Nachkommen werden es für eine Fabel halten. —

An einem schönen, klaren Sommertage schimmerte die Sonne vom reinen, blauen Himmel auf dieses prächtige Schloß, wo der Hof den Sommer zubrachte. Ein großes Eisenthor zwischen hohen Steinsäulen stand offen als Eingang in eine breite, auf einem Damme angelegte Allee, worauf man quer über den See nach dem Schloß gelangte, das nur auf diesem Wege mit dem Lande zusammenhing und den ganzen viereckigen Holm mitten im See einnahm. Ueber zwei niedrigen Reihen von Gebäuden erhob sich ein breiter italienischer Flügel mit flachem Dache in Form eines Altans, und mitten auf demselben ein ungeheurer Thorthurm, dessen Spitze eine Pyramide bildete, die von vier liegenden Löwen getragen wurde und in eine Königskrone auslief. Durch diesen Thorthurm sah man hinein in den großen viereckigen Schloßhof, wo ein Springbrunnen zwischen Marmorfiguren seine Strahlen hoch emporwarf. Zwei große Eckpavillons auf beiden

Seiten des Altanflügels verbanden diesen mit den Seitenflügeln und dem inneren Hauptflügel. Zwei Brücken, eine auf jeder Seite des Schlosses, setzten dieses in Verbindung mit dem Schloßgarten und mit den Stallgebäuden. Der Hauptflügel hatte Fenster nach dem Schloßhofe so wie nach der Südseite des Gartens auf der andern Seite des See's, der hier sehr breit war und das Schloß vom Garten trennte; zwei schmale, zierlich mit Sand bestreute Terrassen unten an der breiten Steintreppe ließen an den Schloßmauern entlang.

Das ganze, große Schloß lag wie ausgestorben in dem Glanz der Mittagssonne; das geschäftige Getümmel hatte aufgehört, die flinken Lakaien richteten sich nach ihren Herrschaften, Alle ruhten in dieser Mittagsstunde, um sich zur großen Tafel vorzubereiten. Nur in dem niedersten Stock herrschte Leben und Thätigkeit; Köche mit glänzendweißen Schürzen, und mit Mützen auf dem Kopfe, sprangen auf und ab in der Garküche vor dem großen Scheiterhaufen, der Küchenmeister war in diesen Stunden Alleinherrscher.

Mit leisem Fuß, — gleichsam um nicht das schlummernde Schloß zu wecken, das im Mittagsschlafe ruhte auf den trägen Wellen, die in dem stillen Wetter sich kaum rührten und mit schwerem langsamen Schlage gegen das Ufer wogten — mit leisem Fuß schlich sich eine Dame in einem knitternden seidenen Kleide die große Marmortreppe nieder und schlüpfte um die Ecke des Schlosses, wo ein Bogengang, der den Seitenflügel entlang lief, sie in seine Schatten aufnahm. Hier hielt sie

einen Augenblick an, sah sich vorsichtig um, ging langsam einem offenstehenden Fenster vorbei, indem sie einige Zeilen aus einer Romanze summte, und entschwand dann hurtig über die Brücke, die in den Schloßgarten führte. Sie eilte durch die langen steifen Alleen von geschornen Bäumen und Büschen, und schenkte den vielen Statüen und Ornamenten von todten und lebenden Dingen nicht die geringste Aufmerksamkeit; den Grotten, Wasserfällen, Pavillons, sogar den schwimmenden Lusthäusern, der allerneuesten Erfindung in der französischen Gartenkunst, eilte sie hurtigen Schritts vorüber, und erst als sie sich dem kleinen Hain näherte, wo die Bäume minder regelmäßig wuchsen, wo doch wenigstens eine Anhöhe war, die einem Hügel glich, erst da mäßigte sie ihren Schritt und warf einen freundlichen Blick auf diese Umgebungen, die einen Anstrich von Natur hatten. Hier erst, wo die Gartenscheere nicht gewüthet hatte, schien sie frei zu athmen. Sie hatte ein Buch in der Hand; wollte sie mit Lesen diese köstliche, zwanglose Stunde hinbringen, wo keiner von den zahlreichen Bewohnern des Schlosses sich darum bekümmerte, oder sollte es vielleicht ihren einsamen Spaziergang beschönigen? Man war damals so an Intriguen gewöhnt, daß man Allem eine doppelte Bedeutung unterlegte.

Einige Augenblicke nachher steckte ein junger Herr den Kopf aus dem offenstehenden Fenster im Seitenflügel, warf einen hurtigen Blick nach den Fenstern des Schlosses, horchte aufmerksam, und schwang sich darauf mit Leichtigkeit zum Fenster hinaus, stieg die Mauer hinab

und verschwand eilig in den schattigen Gängen des Gartens.

Es verstrichen wieder einige lautlose Minuten. Aber es sah aus, als ob alle Bewohner des Schlosses heute die Siesta einem Spaziergange zum Opfer bringen wollten; denn wieder schwebte ein leichtes, weißes, flatterndes Gewand die Steintreppe nieder mit einer Stille, welche einen Argus hätte täuschen können. Sie schlüpfte gleichfalls in den Bogengang, hielt einen Augenblick an, öffnete einen kleinen Zettel und durchlief ihn hurtig. Mit leichten, unsicheren Zügen enthielt er folgende Worte: „Verstatten Sie mir eine Unterredung mit Ihnen bei dem nordischen Hause. Um Gottes Willen, kommen Sie schnell!" — Dann suchte sie einen Stein, wickelte ihn in das Billet, sah sich vorsichtig um, und wollte ihn ins Fenster werfen, — ließ aber die Hand wieder sinken, stand einen Augenblick wie im Kampf mit sich selbst und machte einen unsichern Schritt vor und zurück. Plötzlich jedoch überwand sie ihre Bedenklichkeiten, warf den Brief durch das Fenster, und nachdem sie den Stein hatte niederfallen hören, eilte sie mit erröthenden Wangen über die Brücke, ohne zurückzusehen. Es war, als ob sie der Stelle entfliehen wollte, wo sie eine Handlung begangen hatte, die in so hohem Grade ihren Begriffen von Weiblichkeit widerstritt. Mit hurtigen Schritten wählte sie den nächsten Weg nach dem nordischen Hause, dem mindestbesuchten Theil des Gartens, wo ein Gebüsch von jungen Nadelhölzern einen Versteck bildete um ein kleines Gebäude von unbehauenen Baumstämmen, welches

mitten in dieser Wildniß lag und von großen alten Tannen beschattet war. Der ziemlich steile Abhang eines Hügels, die schmalen gewundenen Gänge, und das dunkle Nadelholz, das diesen einsamen Ort umgab, Alles trug dazu bei, dem nordischen Hause einen schwachen Anstrich nordischen Colorits zu geben. Es war auch erbaut zum „ewigen Andenken" an eine Reise nach Norwegen, welche Christian der Sechste und Sophie Magdalene „glücklich beendigt hatten," nach dem, was die Inschrift an der Mauer berichtete.

Sie näherte sich ihm athemlos, warf sich auf eine Bank von Birkenästen im Schatten der Tannenbäume, faltete die Hände im Schooß und blieb in einer Stellung sitzen, die mehr erwartungsvoll als nachsinnend war.

In einem von den Gängen des Hains wandelte indeß die Dame im seidenen Kleide. Ein leichter Schleier bedeckte ihren Kopf, sie hielt das Buch unter dem Arm, da ihre beiden Hände beschäftigt waren. Der Sonnenschirm mit dem langen Stocke ruhte auf ihrer Schulter, die dichten Zweige der Bäume hatten ihn unnütz gemacht. Sie ging langsam; in der Hand hielt sie eine weiße Blume mit vielen spitzen Blättern, wovon sie eins nach dem andern auszog mit einer Vorsicht, welche verrieth, daß es keine gedankenlose Handlung war, und daß ihre Lippen, die sich regelmäßig bewegten, jedes abgerissene Blatt mit einer monotonen Formel begleitete. Sie war so vertieft in diesen Nebenzweig des botanischen Studiums, daß sie keinen Blick nach dem Schlosse warf, das man am Ende eines schmalen Aushaues durch den Hain

sehen konnte; sie sah nicht, daß ein ältlicher Herr am Ende dieses Aushaues stand, seine Lorgnette nahm und sich Mühe gab, zu entdecken, wer die junge wandelnde Dame sein könnte. Sie setzte ihre langsame Wanderung fort, indem sie sich in die gewundenen Gänge des Haines vertiefte. Eine feine Spur von den wenigen weißen abgerissenen Blättern bezeichnete den Weg, welchen sie genommen hatte, und sie fuhr fort, diese unmerkliche Spur zu verlängern; sie riß immer ein neues Blatt von dem Stiel und ließ es hinflattern in der milden Sommerluft, indem sie lautlos ihre Zauberformel sprach, die etwa so lautete: „Er liebt — von Herzen — mit Schmerzen — ein ganz klein Bischen — gar nicht. — Er liebt" — — —

„Von Herzen!" sagte eine leise Stimme ihr zur Seite, und eine Hand zupfte die beinah geplünderte Blume vom Stiel. „Er liebt, — von Herzen! Das war das letzte Blatt."

„Gott, Sophus, wie Du mich erschreckst! Wenn Jemand Dich sah! Ums Himmels Willen geh, Du machst mich unglücklich," brach die Dame aus mit erröthenden Wangen.

„Das ist eine hübsche Art mich zu empfangen," sagte Sophus lächelnd. „Nachdem ich den ganzen Tag gespäht habe, um nur einen Schimmer von Deinem Kleide zu sehen! Wer sollte mich sehen? Hier ist ja Niemand, der ganze Garten ist so öde, als ob es ein Urwald wäre."

„Es könnte Jemand kommen," sagte die erschrockene Dame und sah rundumher mit spähendem Blick.

„Es ist allzusehr gegen den bon-ton, um diese Zeit des Tages zu spazieren. Ich weiß nicht, wem ich die Dreistigkeit zutrauen sollte, sich zu einer Zeit herauszuwagen, die dem Teint so nachtheilig ist. Nicht einmal ein Kammermädchen wird zu finden sein, die sich etwas Andres vornimmt als zwischen Zwölf und Zwei zu schlafen. Welch ein Glück, daß Du, Elisabeth, nicht so viel bon-ton hast."

„Hier ist es so lieblich und so kühl, weit angenehmer als in den schwülen Gemächern," sagte Elisabeth, welche allmälig ihre Furcht überwand. „Hier weht doch ein bischen Luft unter den großen Bäumen."

„Wie ich mich heute gesehnt habe, Dich zu sehen!" sagte Sophus und betrachtete sie voll Liebe. „Ich kann Dir nicht sagen, wie dankbar ich der Königin bin für den Einfall, Dich und Deine Tante und Demoiselle Rheinberg für den Sommer hier heraus einzuladen. Ohne es zu ahnen, ist sie der gute Genius unsrer Liebe; all' ihre königliche Macht ist nicht im Stande, mir einen größeren Dienst zu erweisen. Wenn ich diese glückliche Zeit mit der vorhergehenden vergleiche, wo wir uns beinahe nie sahen — — —"

„Weil Du beinahe nie zu uns kamst, in der letzten Zeit," sagte Elisabeth lächelnd.

„Und durfte ich wohl kommen? Jeder Schritt zur Thür Deiner Tante hinein ward von Argusaugen begleitet, unablässig von Jemand, der auf jedes Wort

lauerte, was ich sagte. Ich weiß nicht, wer mich bei Deinem Vater so empfohlen hat; aber das weiß ich, daß er, der sonst immer so freundlich gegen mich war, der so oft mich seinen Sohn nannte, mich jetzt kaum vor Augen leiden kann. Und jedesmal, wo ich Deine Tante besuchte, war er gleich da, als ob er von meinem Kommen unterrichtet wäre. Selbst Deine Tante war anders gegen mich, besonders in Deines Vaters Gegenwart, sie, die sonst immer so sanft und so freundlich ist."

„Ach, Sophus," sagte Elisabeth, „es ist ein feindlicher Dämon, der sich zwischen uns drängen will, und vor dem ich um so mehr bange bin, weil er unsichtbar ist. Ich spüre seine Wirkungen, aber ich sehe ihn nicht. Man bildet Pläne für meine Zukunft, die so weit von meinen Wünschen entfernt sind, und man schmeichelt meinem Vater, um ihn zur Theilnahme zu vermögen."

„Und wenn sie hundert Pläne schmiedeten," brach Sophus aus, „so werde ich wissen, sie zunichte zu machen."

„Mein Vater ist heftig, aber er ist gut," sagte Elisabeth, und schlug die Augen zu Boden. „Wir müssen Alles von der Zeit hoffen. Ich verlasse mich auf den Beistand meiner Tante, — aber ich zittere vor dem Augenblick, wo ich ihr gestehen soll, die immer so liebevoll gegen mich gewesen ist, der ich ein ungetheiltes Vertrauen schuldig bin, daß ich eigenmächtig gehandelt habe, ohne es ihr sogar nachher zu gestehen. Schon seit einem Monat peinigt mich dieß Geheimniß; sie sieht mich oft an, als ob sie mich fragen wollte, ob ich ihr nichts zu ver-

trauen habe, — aber ich kann nicht die rechten Worte dafür finden. Wenn die Vorsehung nicht über uns wacht — ach, Sophus, wie soll dieß enden?"

„Das wird sie. Das Glück ist mit mir, und so werde ich auch über Deines Vaters Unwillen siegen. Was sich am schwärzesten zeigt, endet desto glücklicher. Der glücklichste Augenblick in meinem Leben war eine Minute zuvor der kummervollste, sollte ich da nicht auf mein Glück vertrauen?"

Elisabeth betrachtete ihn mit zärtlichem Erröthen. „Ja, der glücklichste," fuhr Sophus fort. „Und wer konnte es einen Augenblick vorher ahnen? Als Dein Vater aus dem Zimmer ging und zornig die Thür hinter sich zuschlug, weil Du nicht, so wie er es wünschte, auf des jungen Baron Blechs geschmacklosen Bewerbungsbrief antworten wolltest — — — in seinem Aerger kümmerte er sich um mich nicht, der ich gerade hineinkam und dieses trübselige Gespräch unterbrach, ohne eine Ahnung von dessen Gegenstande zu haben. Er sah mich kaum. Das war mein Glück. Da er die Thür in das Schloß warf, waren wir eingeschlossen, und der Schlosser mußte erst geholt werden, ehe wir aus unsrer Gefangenschaft befreit werden konnten. Da weintest Du und warst so betrübt."

„Und Du tröstetest mich und wolltest die Ursache meiner Thränen wissen, die ich nicht verbergen konnte. O jedes tröstende Wort aus Deinem Munde war ein Balsam für meinen Kummer. Und da — — — da sagtest Du — — —"

„O, da stand es klar vor meiner Seele, daß ich nahe daran gewesen war, das Glück meines Lebens einzubüßen. Da kniete ich vor Dir, Elisabeth, und legte mein Herz und meine Zukunft in Deine Hand. Du erschrakst, aber ich las in Deinen Augen, daß Du mich nicht haßtest.“

„O Sophus! daß es Dich nie gereuen möge!“ brach Elisabeth aus, und faltete ihre Hände wie zum Gebet.

Die Liebenden hatten sich dem nordischen Hause genähert von der entgegengesetzten Seite. Die weiße Dame, welche erwartungsvoll auf der Bank saß, hörte die kommenden Schritte; sie sprang auf, um dem Langerwarteten entgegen zu gehen, indem sie die Hand auf die Brust legte und einen Blick durch die Baumspitzen warf. Da sprach Elisabeth die letzten Worte mit erhobener Stimme aus. Erschrocken wollte sie sich entfernen, um nicht entdeckt zu werden, als auch des Sophus Stimme ihr zu Ohren drang.

„Wie schnell gewöhnt man sich doch in ein Verhältniß der Liebe,“ sagte er. „Erinnerst Du Dich noch, daß Du nicht Du zu mir sagen konntest? Mir war es nicht ungewohnt, ich hatte so oft in Gedanken mit Dir gesprochen, und da sagtest Du immer Du zu mir. Es war eine theure Erinnerung aus unserer Kindheit, die mich jedesmal wieder zu einem glücklichen Kinde machte.“

„Ach ja, ich entsinn' es mich wohl,“ sagte Elisabeth erröthend.

„Und entsinnst Du Dich auch, daß, ehe das Schloß aufgemacht war, Du dreimal Du zu mir gesagt hattest; und als der Schlosser draußen, um Dich zu trösten, sagte: „Sehen Sie, Fräulchen! Nun wird es bald auf sein!“ — und ich noch vor Dir kniete, da sagtest Du erschrokken: „Gott, Sophus, Du machst mich unglücklich!“ — Es war, als ob Du immer Du gesagt hättest. Aber ehe die Thür aufging, stand ich schon auf der andern Seite des Zimmers und sah aus dem Fenster. Wie Du da feuerroth wurdest, und wie schön Dir das stand!“

Elisabeth ward wieder feuerroth. „Warum erinnerst Du mich immer daran? Das vergesse ich nie. Gott, wie ich bebte!“

„Ich war so froh,“ fuhr Sophus fort, „so glücklich. Ich mußte mir Gewalt anthun, Deinem Vater und dem Bedienten nicht um den Hals zu fallen. Aber sie sahen mich so argwöhnisch an, und Du weintest so heftig, das gab mir meine Fassung wieder.“

„Es war ein fürchterlicher — und doch ein göttlicher Augenblick,“ sagte Elisabeth.

„Ja, ein göttlicher! Hätte ich ihn benutzt, hätte ich damals Deinem Vater unsere Liebe gestanden — ich würde ihn mit mir fortgerissen haben, er würde mir nicht haben widerstehen können, ich war stark wie ein Gott. Ich habe es stets bereuet, daß ich es nicht that — nachher war ich schwach und ward ein Zweifler — und noch ist es nicht geschehen.“

„O nein, es würde einen schrecklichen Sturm heraufbeschworen haben, der mich vernichtet hätte,“ brach Eli-

sabeth aus. „Ich zittere vor dem Augenblick. Und doch meint es mein Vater so gut mit mir, und will mich so gerne glücklich machen — nach seinen Ideen von Glück. Aber geh nun, Sophus. Geh, mein Geliebter, laß uns das Schicksal nicht versuchen. Laß ihm uns für einen so glücklichen ungestörten Augenblick danken, aber laß uns nicht zu viel von unserm Genius verlangen, sonst wird er es müde, uns zu beschützen."

„Wen fürchtest Du? Hieher kommt Niemand. Wir sind ganz allein in dem großen Garten. Glaube mir, hier bei diesem nordischen Hause, hier ist es zu hübsch, als daß Jemand hieher kommen sollte, so lange es Wasserfälle und schwimmende Lusthäuser giebt. Sieh, wie schön die Sonne auf die hellgrünen Nadeln und auf die dunkeln Tannenkegel scheint! Sie spielt ordentlich Versteck zwischen den Blättern. Wer, glaubst Du, bekümmert sich um so etwas, das so natürlich ist? Das müßte eine Seele sein, die mit der meinen sympathisirte — und das thut nur die Deinige, meine Elisabeth."

„Still, was war das? Es kam mir vor, als ob Jemand seufzte," brach Elisabeth erschrocken aus.

„Ja, der Wind in den Baumwipfeln, der seufzte über Deine wunderliche Furchtsamkeit."

„Ach, Sophus, laß uns gehen. Laß uns scheiden — ich darf nicht länger bleiben."

„Warte, meine Elisabeth. Laß mich erst dieß Band um Deinen Arm binden. Es ist Dein Namenstag heute, das weißt Du vielleicht nicht einmal. Ich kann die katholische Sitte wohl leiden, der Geliebten Geschenke zu

geben, die durch die Heilige geweiht werden, deren Namen die Empfängerin trägt. Laß mich Dich mit dieser kleinen Kette binden. Sancta Elisabeth, ora pro nobis. Wenn Dein Auge auf diesen glänzenden Rubin fällt, Elisabeth, so begegnen sich unsre Seelen."

Sophus hatte eine kleine goldne Kette mit einem Rubinschlosse herausgezogen, und wollte sie um ihren Arm schlingen, aber Elisabeth sagte: „Nein, Sophus, die unsichtbaren Bande sind die stärksten, und ich darf kein sichtbares tragen. Behalte Dein Geschenk, mein Geliebter, ich darf sie nicht nehmen, ich habe keinen Muth, sie heimlich zu tragen, und wenn Jemand sie sähe, es würde mich zu sehr ängstigen. Laß mich nicht über mehr zu erröthen haben als über diese lange Zusammenkunft. Ich weiß ja, daß Du mich liebst, und diese glückliche Gewißheit in meinem Innern läßt sich durch nichts fester knüpfen."

„Es ist auch kindisch von mir, Dir ein Geschenk aufdringen zu wollen," sagte Sophus. „Aber so sind wir Männer! Weg mit diesem Andenken an meine eitle Kindischheit. Ich will diese arme Kette an einen Zweig hängen, eins von den Kammermädchen wird diesen Flitterstaat finden und ihrem Gott für den glücklichen Tag danken — und ihr Segen wird dann ein Geschenk für Dich zu Deinem Namenstag. Ja, Elisabeth, Du hast Recht, ich liebe Dich, das ist ein Band, das fester ist als alle Ketten. Jetzt weiß ich, daß es wahr ist, was in dem alten Minneliede steht: In Liebe ist große Freude."

Sophus hing die Kette an einen Ast. Die weiße Dame erhob sich schnell aus ihrem unfreiwilligen Versteck. Das Geräusch ihres Kleides, wie schwach es auch war, entging der furchtsamen Elisabeth nicht. Sie fuhr zusammen und warf einen spähenden Blick ringsum. Sophus hatte nichts bemerkt.

„Es seufzte wieder," sagte sie. „Wehe, das war eine böse Warnung."

„Deine Furchtsamkeit macht Dich abergläubisch, Elisabeth," sagte Sophus lächelnd. „Ich habe Dir ja gesagt, daß es der Wind ist."

Die weiße Dame wollte sich entfernen; indem sie sich an die Wand des nordischen Hauses stützte, um ihre Schritte noch geräuschloser zu machen, verlor sie ihr Taschentuch, das ein schwaches Sommerlüftchen einige Schritte an der Erde fortführte, bis es zu Füßen der Liebenden liegen blieb.

„Um Gottes Willen," brach Elisabeth aus, „folge mir nicht nach!" Und leicht wie ein Reh verschwand sie zwischen den belaubten Büschen.

Sophus war ihr unwillkürlich einige Schritte gefolgt. Er blieb stehen, bis er sah, daß sie, ohne Jemandem zu begegnen, sich dem Ausgange des Haines genähert hatte und daß ihre Schritte langsamer wurden. Als er sich umwandte, trat Lisette langsam hinter dem Lusthaus hervor, bückte sich im Vorbeigehen und nahm das Tuch auf. Sophus kam wieder zu Athem, als er seine kleine Freundin erkannte. Lisette sah nicht in die Höhe; ungeachtet sie gekommen war, um mit ihm zu sprechen, wollte

sie nun doch vorübergehen; aber er hielt sie auf und sagte: „Das ist ein seltenes Zusammentreffen, Lisettchen! Ich glaube in Wahrheit, daß Sie es sich vorgenommen haben, mir aus dem Wege zu gehen; ich habe ja kaum zehn Worte mit Ihnen gesprochen in einem ganzen Jahr. Sie verstehen die Kunst, wie ein Eremit mitten im Schloß zu leben. Das sagen auch alle Herren, daß Glück dazu gehört, wenn man die schöne Lisette zu sehen bekommen soll. Wie sehr muß ich da nicht meinen Stern preisen, der mich auf diesem einsamen Wege zu Ihnen geführt hat."

Lisette schwieg. „Warum sind Sie so menschenscheu, Lisette? Sobald Sie den Dienst bei der Königin besorgt haben, schließen Sie sich ein auf Ihr Zimmer, und kommen nicht anders daraus hervor, als wenn die Königin Sie wieder gebraucht. Sie wollen mit keinem Geringeren sprechen als mit der Königin, glaube ich. Ei, das ist nicht hübsch, so hochmüthig zu sein. So waren Sie in alten Tagen nicht, als ich zu Ihrem Vater kam, ungeachtet Base Cordia es Sie oft und nicht selten hören ließ, daß Sie vornehm gegen sie wären. Aber die Base hatte immer Unrecht."

Der Contrast zwischen seinen scherzhaften Worten und Lisettens ernstem, trübem Gesicht ward ihm erst auffallend, als sie aufblickte und ihn mit einem vorwurfsvollen Blick ansah. Sophus ward unwillkürlich von ihrem Ernst angesteckt und sagte: „Um Verzeihung, Lisette! Ich sah nicht, daß Sie zum Scherz nicht aufgelegt sind. Jetzt seh' ich erst, daß Sie blaß sind — und

mager. Sind Sie krank? — Oder behagt Ihnen Ihre Lage nicht?“

Lisette schwieg, aber die Thränen traten ihr in die Augen. „Sie haben immer viel auf die Königin gehalten,“ fuhr Sophus fort; „ich glaubte, daß Sie sich recht glücklich fühlen müßten, bei ihr zu sein.“

„Die Königin ist ein Engel!“ brach Lisette aus mit halberstickter Stimme.

„So sind Sie krank, Lisette. Sie müssen mit dem Arzte sprechen, Sie müssen etwas brauchen, das müssen Sie mir versprechen. Sie können glauben, das würde uns Allen schmerzlich sein, wenn Sie krank würden — und mir besonders, da ich Sie so lange gekannt habe, gleichsam von Kindheit auf.“

„Es würde Ihnen gewiß sehr zu Herzen gehen,“ sagte Lisette mit einer Stimme, der sie vergebens einen spöttischen Ton zu geben versuchte.

Sophus bemerkte dieß Bestreben nicht und sagte: „Ja, das würde mir in der That sehr zu Herzen gehn. Ich habe zu viel Freundschaft für Sie, um gleichgültig dabei zu sein.“

„Das kann ich denken,“ sagte Lisette, und diesmal glückte es ihr.

„Sie sind so sonderbar, Lisette. Ich kenne Sie nicht wieder, ich finde Sie so verändert.“

„Ja, ich habe Sie auch nicht wieder erkannt,“ sagte Lisette mit Heftigkeit, „aber jetzt erkenne ich Sie.“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Lisette.“

„Ihre Freundschaft — — — Ihre heuchlerischen Worte — — —" sagte Lisette stammelnd.

„Aber Lisette, ich verstehe Sie nicht. Wie Sie sich verändert haben!"

„Und Sie? Und Sie?" antwortete Lisette, und zog hurtig und unwillig ihre Hand zurück, die er genommen hatte.

„Ich bin wahrlich Ihr aufrichtiger Freund, und bin es immer gewesen. Ich habe auf Sie gehalten seit dem ersten Mal, wo ich Sie sah; darin werden Sie keine Aenderung finden. Seien Sie vernünftig, Lisette! Sie sind krank, das macht Sie heftig. Sie müssen wirklich etwas brauchen. Arme Lisette, wie Sie elend aussehn!"

„Die vornehmen Herren denken, daß sie Alles, was sie nur wollen, zu einem armen Mädchen sagen können, das habe nichts zu bedeuten," sagte Lisette mit weinender Stimme, denn nun brachen die lange verhaltenen Thränen sich endlich Bahn. Lisette verbarg ihr Gesicht in ihrem Tuch.

„Es thut mir leid, wenn ich Sie beleidigt habe, Lisette, das ist nicht meine Absicht gewesen." — Lisette wandte sich von ihm ab, um zu gehen. „Seien Sie versöhnlich, lassen Sie uns nicht von einander scheiden in Unfrieden. Kommen Sie" fuhr er fort, indem er die Kette von dem Aste nahm und sie um eine von ihren Armen schlang, die er sanft von ihren Augen genommen hatte. — „Lassen Sie mich dieses Versöhnungszeichen um

Ihren Arm binden, es wird Sie an einen Freund erinnern, der es immer ehrlich mit Ihnen gemeint hat."

Lisette erhob rasch die nassen Augen von dem Tuch; ihr Gesicht, das noch eben blaß gewesen war, überzog sich mit einer Purpurfarbe. Sie hob sich empor; es war, als ob sie in diesem Augenblick gewachsen sei.

„Nein, nein!" brach sie aus. „Wohl bin ich nur ein Kammermädchen, Herr von Norden, aber dennoch preise ich meinen Gott nicht für den glücklichen Tag, wo dieser Flitterstaat mir geboten wird. Behalten Sie Ihre Kette. Da, nehmen und hängen Sie sie aus für eine Blödsinnigere — als die arme geringgeachtete Lisette."

Sie reichte ihm die Kette hin. Sophus stand wie versteinert, als er seine eigenen Worte wiederholt hörte. Er bewegte die Hand nicht, um Lisetten von der dargereichten Kette zu befreien. Diese Anstrengung hatte ihre Kräfte fast erschöpft, sie brach in ein heftiges Weinen aus. Sophus schwieg; dieser Moment hatte ihn einen tiefen Blick in Lisettens Seele thun lassen — es war ein ehrerbietiges Schweigen, womit der Hofcavalier in diesem Augenblick vor dem weinenden Kammermädchen stand.

Lisette brach zuerst das Schweigen. Mit resignirter Miene trocknete sie ihre Augen, und ohne Sophus anzusehen, sagte sie: „Ich glaubte, daß Sie in Ihrem Zimmer wären, ich warf einen Zettel in Ihr Fenster, und bat sie darin, hierher zu kommen. — Ich hatte Ihnen etwas zu sagen, was ich — — was ich glaubte nicht

aufschieben zu dürfen. Ohne diese Ursache wäre ich gewiß nicht hiehergekommen," fügte sie versichernd hinzu.

„Sagen Sie mir es denn, Lisette," sagte Sophus, als Lisette schwieg. „Wenn es in meiner Macht steht, soll Ihr Wunsch wahrlich nicht unerfüllt bleiben."

„Es betrifft nicht mich, sonst würde ich gewiß nicht zu Ihnen davon gesprochen haben," sagte Lisette mit einer natürlichen Feinheit und Offenherzigkeit. „Es betrifft die Königin. — Es ist vielleicht unbesonnen von mir, davon zu sprechen, aber es kam mir vor, als ob ich nicht eher Ruhe finden könnte, bis ich mit Jemandem davon gesprochen hätte, der eben so viel auf die Königin hält wie ich. Hier in diesem großen Schloß bin ich so allein — — — es ist keine Seele hier, zu der ich Zutrauen hätte — — — da dachte ich, daß ich einst in alten Tagen so oft mit Ihnen gesprochen hatte — — und deßhalb kam ich her."

„Was liegt Ihnen auf dem Herzen, Lisette? Sagen Sie mir es, und wenn aufrichtige Freundschaft hinreicht, Ihnen einen Rath zu geben, so sollen Sie ihn haben."

„Nein, Sie verstehen mich nicht," sagte Lisette. „Es ist besser, daß Sie diesen Brief lesen, da werden Sie mich hinreichend verstehen."

Sie reichte ihm einen Brief, den sie aus der Tasche nahm. Während Sophus ihn las, betrachtete sie ihn mit einer Aufmerksamkeit, als ob sie den Zeilen folgen wolle am Ausdruck seines Gesichts. Er war von dem alten Calais, geschrieben in eines Handwerkers treuherzigem

Styl und mangelhafter Schreibart, etwas lang und weitläuftig.

„Meine liebe Tochter,

Es ist wahrlich eine gute Sache, mein liebes Kind, mit dieser königlichen Hofpost, die täglich zwischen Kopenhagen und Hirschholm geht, um Personen und Päcke und Briefe mitzunehmen. Und da der Preis nicht eben unbillig ist, werde ich und Deine liebe Base uns schon einmal aufmachen und Dich auf einige Stunden besuchen, so daß wir mit derselben Post Abends wieder zurück sein können, denn uns verlangt sehr, Dich zu sehen. Wir können da bedeckt sitzen, wenn Regenwetter oder dergleichen es nöthig machen sollten. Aber jetzt schreibe ich Dir, um Dich wissen zu lassen, daß wir uns wohl und munter befinden, und uns freuen werden, dasselbe von Dir zu hören, mein liebes Kind. Deine liebe Base schmält zwischendurch bisweilen, und findet sich etwas einsam in der großen Eckstube; aber sie muß sich doch daran gewöhnen, daß unsre Stuben öde sind, da es zu Deinem großen Glücke ist, daß es so ist. Dagegen ist in Kopenhagen Alles beim Alten, aber es ist doch nicht, wie es sonst war, da eine Veränderung in Allem vorgegangen ist, und alle Menschen sind so unvergnügt. Aber es steckt etwas hinter diesem Allem, das läßt sich wohl merken, aber es ist nicht leicht dahinterzukommen. Denn es ist Etwas, was den Unwillen veranlaßt mit Allem, und mit so Vielem, was zu Nutz der Menschen sein könnte. Und da ich unlängst im Weinkeller in der Fährstraße war, weil ich nicht mehr zu Winklers komme,

nach dem, was zwischen uns passirt ist, was meine liebe Tochter wohl begreifen wird. Da war Einer da, der Lakai ist bei einer von den Damen der verwittweten Königin in Friedensburg, nämlich bei der Dame, welche, wie die Base einst sagte, verlobt war, und die sehr vornehm ist und sie heißt Gräfin Reiffenstein. Und er gab einen Haufen böse Reden von sich über verschiedene höchste Personen und noch Andre, wovon nicht gut zu sprechen ist, aber er war über und über betrunken; denn er hatte lange mit Einigen von der Leibwache getrunken, die auch viel zu räsonniren wissen, denn der Wein öffnet das Herz und macht den Menschen unvorsichtig. Aber gestern traf ich ihn unvermuthet in der großen Gasse, und er hatte nicht seine Lakaienkleider an, sondern sah aus wie ein Matrose, und bei ihm war eine Menge Matrosen, die riefen und schrieen, und machten einen Lärm, und klagten darüber, daß man ihnen ihr Geld vorenthielte und mehr dergleichen mit schändlichen Reden und Schmähworten. Da glaubte ich denn, daß er sein Brod verloren hätte durch seine große Unordnung im Trunk und so weiter. Und ich sagte zu ihm, daß er wohl vom Brod gekommen wäre. Aber er sagte, daß dieß gar nicht der Fall wäre, sondern daß er seine guten Freunde besuchte. Und die Tasche hätte er voll Geld, und das theilte er mit diesen guten Freunden, obwohl sie Alle mehr zu genießen bekommen hatten, als ihnen dienlich war, und er item, denn er war nicht ganz nüchtern. Und damit schlug er in die andre Hand und fluchte, es müsse aufgeräumt werden, und alles das Pack müsse in Ketten

ins Gefängniß nach Bremerholm geschickt werden, denn besseres Schicksal wären sie nicht werth als das, und ein braver Kerl wisse den zu finden, der ihm sein gesetzmäßiges Eigenthum vorenthalte, und wenn er auch drei Meilen weit weg wäre. Aber Alle, welche Muth hätten und nicht bange wären, ihre Gliedmaßen zu gebrauchen, die würden schon zu thun bekommen. Auch sagte er, daß er eben so gut wäre wie ein Andrer, und es sei kein großer Unterschied zwischen einem Doctor und einem Lakai. Aber das gefällt mir gar nicht, denn das kann nicht zum Guten ausgehen. Seine Dame muß damit schlimme Absichten haben, denn er ließ sich aus, daß Jeder, der gegen den Doctor sein würde, sollte seiner dänischen Thaler so gewiß sein, wie er sie schon in seiner Tasche hätte, und der Doctor hätte nicht viel zu bedeuten, wie er denn auch ein jämmerlicher Kerl sei in seinen besten Kleidern. Aber dieß und dergleichen mit Schimpfen und Fluchen kann nicht anders als böses Blut machen bei solchen leidenschaftlichen Menschen. Und es ängstet mein Gemüth, wenn ich daran denke, was die Leute so Vieles sprechen vom Schloß und von der Verderbniß, denn ich habe mein liebes Kind auf dem Schlosse, von dem sie so lästerlich sprechen, als ob es geradezu der Eingang zur Hölle sei, und wer der Königin dient, dem bin ich von Herzen zugethan vermittelst meines großen Respects gegen meine allergnädigste Wohlthäterin, die wir ewig segnen wollen. Aber es ist nicht wegen dieser schlimmen Zeiten, daß ich an mein liebes Kind schreiben sollte, sondern wie Du selbst lebst und ganz geschieden bist von uns, die

wir Dich so sehr vermissen und oft an Dich denken mit großer Bangigkeit, da Du unter der Verführung bist, welche in der Welt gefunden wird, und wovor Du mit Gott Dich zu bewahren wissen wirst. Und wir erwarten aufs Baldigste von Dir zu hören, und bitten Dich, daß Du uns etwas wissen lassest von Deinem Befinden, und was uns sonst erfreuen kann, gleicherweise von der Königin und von dem kleinen Kronprinzen Friederich, den Gott bewahre, und von der kleinen Prinzessin, die zur Welt geboren ist draußen in Hirschholm, und von der großen Tauffeierlichkeit, da der verwittweten Königin Majestät sie über der Taufe hielt und sie Louise Auguste genannt wurde. Von alle dem wird hier viel gesprochen, und Alle fragen mich, weil ich eine Tochter im Hofbrod habe, aber ich weiß nichts darauf zu antworten, wovon Du mir deshalb Bescheid geben mußt. Nun nichts weiter für diesmal als einen freundlichen Gruß an Dich, mein liebes Kind, von Deiner lieben Base, welche im Gebet zugleich mit mir bittet um alles Gute und Gnade vom Höchsten für Dich ewiglich. In Erwartung einer baldigen Antwort.

Dein liebender Vater."

Während Sophus diesen langen Brief durchlief, hatte Lisette ihre Betrübniß überwunden und sich eine Fassung erkämpft, welche man ihr nicht hätte zutrauen sollen. Sie nahm selbst zuerst das Wort, und theilte Sophus mit, wie sehr dieser Brief sie geängstet habe, denn die Comtesse, die darin angegeben sei, daß sie schlimme Absichten gegen die Königin hege, hasse ihre Majestät von

ganzem Herzen; das hatte Lisette gelesen in den Blicken, womit sie oft die Königin betrachtete, wenn sie sich unbemerkt glaubte. Und was Lisetten hierin noch mehr bestärkt hatte, war der Umstand, daß die Comtesse oft heimliche Zusammenkünfte hatte und im Vorbeigehn Mehreren vom Personale des Schlosses Zeichen machte, wenn sie mit der verwittweten Königin kam. Als Lisette vor einer Stunde auf ihrem Zimmer saß, von wo sie weit über die Stallgebäude wegsehen konnte und grade von diesem Brief aufsah, den die Hofpost ihr von Kopenhagen brachte, hatte sie einen Wagen halten sehen in der Ferne draußen im Walde, und wie eine Dame ausstieg und den Mathildenweg einschlug, der nicht zum Schloß führte, sondern in die Plantagen hinaus, und es war ihr vorgekommen, als ob es die Comtesse sei. Da es noch weit hin bis zur Tafel war, hatte sie sich gewundert, daß eine von den Damen der verwittweten Königin so zeitig von Fredensburg kam. Bald darauf war ein Herr aus dem Schloß gekommen und denselben Weg gegangen, und es kam ihr vor, daß es Lieutenant Eichfeldt war, und sie hatte sich plötzlich von einer Angst ergriffen gefühlt, die sie nicht bezwingen konnte. Sie hatte keine Ruhe gehabt, bis sie Jemandem diese Umstände mittheilte, und Sophus war der Einzige, an den sie sich zu wenden wagte.

Dieser Brief und diese Mittheilungen öffneten Sophus eine Aussicht, welche ihn in Staunen setzte. Daß solche Intriguen mit solcher Frechheit gleichsam öffentlich getrieben werden konnten, mochte er kaum glauben, und doch

hielt er ja den Beweis hier in der Hand. Eine Menge von Kleinigkeiten, bisher unbeachtete Hindeutungen und Winke traten plötzlich vor seine Erinnerung und erschienen ihm wie auf einen Zauberschlag als offenbare Falschheit und Verstellung, welche die Königin umgaben. Wieder begegnete er hier seinem persönlichen Feind Eichfeldt, und es war ihm nicht entgegen, daß sich ihm eine passende Gelegenheit darbot, sich mit ihm zu messen.

„Sie haben Recht, Lisette, dieser Brief und diese Umstände sind allerdings besorglich," sagte Sophus. Wir wollen schweigen und aufmerksam sein. Es würde Sie beleidigen, wenn ich Ihnen Ergebenheit und Wachsamkeit anempfehlen wollte, ich weiß, daß die Königin keine treuere Dienerin hat als Lisetten. Aber lassen Sie es sich nicht merken, daß Sie irgend einen Argwohn haben."

Sophus schwieg, da sich plötzlich Schritte und Stimmen in ihrer Nähe hören ließen. Unwillkürlich verbarg er den Brief, Lisette hielt das Tuch vor die Augen mit einer unfreiwilligen Bewegung, welche die Ueberraschung verursachte.

Kammerherr Seifensee hatte den Sophus aus dem Fenster springen und eine Dame in weiter Entfernung im Hain spazieren sehen. Die Hoffnung, ein Stelldichein zu überraschen, trieb ihn fort, er kreuzte in mehreren Richtungen, ohne etwas zu entdecken, bis er plötzlich auf Comtesse Reiffenstein stieß, die eine Unterredung mit Eichfeldt gehabt hatte außerhalb dem Schloßbezirk und jetzt mit ihm durch den Schloßgarten zurückkehrte, der um diese Zeit öde zu sein pflegte, aber nach den Launen

des Schicksals dießmal ungewöhnlich bevölkert war. Von Allen, die unter diesen Umständen sich begegnen konnten, war Seifensee der am wenigsten Gefährliche. Die Drei, welche sämmtlich mehreremal einander versichert hatten, daß sie „zufälligerweise" einander trafen, gingen so friedlich und freundlich neben einander, als ob kein Plan gestört, kein Gespräch unterbrochen wäre. Sie drehten bei dem nordischen Hause sich um aus einem Seitengang. Als die Comtesse Sophus und Lisetten sah, rief sie aus:

„Ah, Dieu de miséricorde! Was muß ich sehen!"

„Ein Rendezvous!" sagte Seifensee vergnügt. „Ich dachte es wohl! Es ist präcis wie in meiner Zeit. Ich hatte auch immer eine Prädilektion für die Mittagsstunden."

„Sagte ich es nicht, daß ich Ihnen eine süperbe Vue zeigen würde?" brach Eichfeldt lachend aus. „Das ist ein Tableau, vorstellend einen aufwartenden Kammerjunker in Funktion."

Die Comtesse betrachtete Lisetten mit Erbitterung. Sie wandte sich an Sophus mit einem gehässigen Lächeln und sagte: „Comment, Monsieur! Faitez-vous l'amour ici?"

„Er kann sagen, wie ein Cavalier einmal Ludwig dem Funfzehnten auf eine ähnliche Frage antwortete: Non, je trouve tout fait," antwortete Seifensee. „Die Redensart kann man in unsern Tagen nicht mehr brauchen, on ne fait plus l'amour, on le trouve partout, et toujours tout fait."

„Für ihren Lohn, da haben Sie Recht," sagte die Comtesse spöttisch und zeigte auf die Goldkette, die noch an Lisettes Arm hing. Die arme Lisette sah nicht die Geberde, welche diese Worte begleitete, da sie fortwährend das Gesicht mit ihrem Tuche bedeckt hielt; sie verstand auch wohl kaum die Hälfte von dem, was gesagt war; aber was sie verstand, war hinreichend, um sie zu überzeugen, daß sie keine Schonung zu erwarten habe.

„Par Dieu," brach Seifensee aus, „die Kette lag heute Morgen auf Herrn von Nordens Tische. Ich dachte gleich, daß sie ein gage d'amour sei."

„Auf meine Ehre, das ist die kleine Vertueuse, die kleine hübsche Lisette bei der Königin, von der immer so viel Wesens gemacht wird," sagte Eichfeldt, der Lisetten ins Auge gefaßt hatte. „Hängt es so zusammen? O Tugend, o Unschuld!"

„Misérable vertu de femme de chambre," sagte die Comtesse mit einem verächtlichen Blick auf Lisetten. „Die Königin soll unterrichtet werden von den Scandalen an ihrem Hofe; sie soll erfahren, was für Personen es sind, die sie in ihrem Brod hat."

Alle diese Repliken waren einander so hurtig gefolgt, daß Sophus, der von diesem plötzlichen Ueberfall betäubt war, noch kein Wort hatte dazwischen fügen können. Ungeachtet dieser neue Beweis von der Richtigkeit seines Argwohns, den diese Bewegung gab, sein Blut in Aufruhr gebracht hatte, behielt er doch Fassung genug, um mit scheinbarer Ruhe zu sagen: „Ich versichere Ihnen, Comtesse, ich werde der erste sein, der die Königin von

diesem Scandal unterrichtet. Indeß bitte ich Ihro Gnaden und gleichfalls Sie, meine Herren, mein Ehrenwort anzunehmen, daß diese Dame Ihre volle Achtung verdient. Es ist eine durchaus zufällige Begegnung, — was wohl schwerlich alle Begegnungen sind!"

„Natürlich," sagte Seifensee lachend, „man begegnet sich immer zufällig. Es trifft sich grade eben so, daß man aus dem Fenster springt, statt die Treppe hinunter zu gehen, es ist grade die angenehmste Zeit zum Voltigiren und zum Spazieren, grade in der Mittagshitze. Solche Entschuldigungen brauchten wir auch zu meiner Zeit."

„Diese Dame!" wiederholte die Comtesse mit geringschätziger Betonung. Belle dame! Fi donc! Lassen Sie uns gehen, meine Herren, wir geniren nur."

„Meine gnädige Comtesse," sagte Sophus erbittert, „es ist nicht Rang allein, der ein Frauenzimmer zur Dame machen kann. Hier sehen Sie eins, das mit einer Hofdame rivalisiren kann, wenn gleich das Schicksal sie zum Kammerfräulein gemacht hat, — und zwar nicht blos an Schönheit wird sie die Siegerin sein, sondern auch an Tugend und an Treue kann sie als Muster gelten. — Ja, es ist Lisette Calais," fuhr er fort, indem er mit leiser Gewalt die unglückliche Kette und Lisettens Hände von ihren Augen wegzog. „Sehen Sie sie nur an, Lisette, Sie können Jedem frei in die Augen sehn. Sehen Sie nur diese Leute an, denen das blinde Glück Rang und Reichthum gegeben, aber Ihnen alles Edlere

versagt hat. Sehen Sie nur diese Dame an, welche mehr als gern den Ruf eines unschuldigen Mädchens mißhandeln möchte — vielleicht weil er noch so unbefleckt ist. — Comtesse, ich bitte Sie um Verzeihung," sagte Sophus, welcher in diesem Augenblick fühlte, daß er zu weit gegangen war — „Sie haben mein Blut in Wallung gebracht, und zum ersten Mal im Leben habe ich eine Dame beleidigt. Ich hoffe, daß Sie mir verzeihen, — ich hoffe es eben so gewiß, wie ich weiß, daß Sie selbst der Verzeihung bedürfen, wie ich weiß, daß diese fromme Seele es Ihnen vergeben hat, daß Sie sie gemißhandelt haben — — und vielleicht fernerhin es thun wird," fügte er hinzu, indem er die Kette weit weg in das Gebüsch warf, da er aufs Neue gereizt wurde durch den unversöhnlichen und verächtlichen Blick, womit die Comtesse Lisetten betrachtete.

Alle schwiegen, bestürzt über Nordens Heftigkeit. Die zitternde Lisette hatte ein einziges Mal gewagt ihre Augen zu ihrem Beschützer zu erheben, aber sie hatte nicht den Muth, sie rings um in dem feindlichen Kreis, der sie umgab, gehen zu lassen. Als Sophus schwieg, warf sie einen raschen Blick auf die erbitterte Comtesse. Welches Weib würde der Versuchung widerstanden haben, ihre Feindin in einer Pause, die so sprechend war, zu betrachten? Die Comtesse fing diesen Blick auf, und ihr Zorn stieg. Sie erhob die Hand und that einen schnellen Schritt auf Lisetten zu, welche erschrocken zurücktrat; es hatte das Ansehen, als wollte sie Lisetten eine Ohrfeige für diesen Blick geben. Sophus trat hurtig dazwischen

mit einer abwehrenden Geberde, aber die Comtesse hatte schon die Hand sinken lassen.

„Comtesse," sagte er, „ich möchte wünschen, daß Sie ein Mann wären. — Meine Herren, Ihnen habe ich nichts weiter zu sagen, Sie wissen, welche Bedeutung das Ehrenwort eines Cavaliers hat, und ich habe Ihnen gewiß nimmer Veranlässung gegeben, mein Wort in Zweifel zu ziehen. — Kommen Sie, Lisette, geben Sie mir Ihren Arm, ich werde Sie bis zum Schlosse begleiten."

Lisette stand wie durch Zauber an ihre Stelle gebannt; sie machte keine Bewegung, sich zu entfernen. Die Comtesse war außer sich vor Erbitterung, denn Sophus hatte ihr beinahe den Rücken zugewandt, um sich mit Lisetten zu beschäftigen. Blaß von Aerger schlug sie ein affectirtes Gelächter auf und sagte: „Sie spielt noch die Prüde nach Allem, was vorgegangen ist. Sollte man wohl glauben, daß sie so frech und so aufdringlich sein könnte?"

Sophus wandte sich hurtig gegen die aufgebrachte Dame. Mit einer Ruhe, welche eben so affectirt war, aber welche deßungeachtet seine Worte durchdringend machte, sagte er: „Derjenige, welcher sagt, daß Lisette frech und aufdringlich ist, lügt — mit Ihro Gnaden Erlaubniß. Dazu müßte sie vornehm — und häßlich sein," fügte er beinahe unwillkürlich hinzu, einen solchen Eindruck hatte der Comtesse furienhafte Häßlichkeit auf ihn gemacht.

„Monstre!" brach die Comtesse aus, auch beinahe unwillkürlich.

Seifensee wandte sich gegen die Comtesse mit einem maliciösen Blick, zog die Schultern, und sagte halblaut: „C'est un enfant gâté, ce jeune homme."

„Ich bin es, den Sie hassen, Comtesse," sagte Sophus nach einer Pause, worin sie Alle wie angeheftet an ihre Stelle standen. Jeder von ihnen fühlte, daß der Sieger den Wahlplatz behaupten mußte. „Weshalb wollen Sie eine Unschuldige dafür büßen lassen?" —

„Arme Lisette fuhr er fort. „Können Sie es mir vergeben, daß Sie meinetwegen so gemißhandelt sind?"

Lisette war leichenblaß. „Sie hätten mich schonen können," sagte sie kaum verständlich, und schlug die Augen nieder, weil Alle in diesem Augenblick sie betrachteten.

„Ich, Lisette? Ich verstehe Sie nicht," sagte Sophus, verlegen über diese Aufforderung.

„Sie hätten ihnen sagen können, weßwegen — Sie hätten sagen können, daß Sie — — — Nein, Sie konnten es wohl nicht sagen. O Gott, wie unglücklich bin ich!" unterbrach sie sich selbst, indem die Thränen ihr über die Wangen rannen.

Sophus schlug die Augen nieder; er fühlte die Wahrheit von Lisettens Vorwurf. Aber er konnte unmöglich Elisabeth preisgeben.

„Sie irren, Lisette," sagte er nach einigen stummen Augenblicken, worin die neugierigen Blicke sich auf ihn richteten.

„Nein,“ sagte Lisette mit leiser Stimme, so daß nur er es hören konnte, „ich irre nicht — ich weiß, für wen Sie meinen Ruf preisgegeben haben.“

Sophus war tief bewegt. Alles, was in diesem Augenblick in Lisettens Herzen vorging, ward ihm plötzlich klar. Er ergriff ihre Hand und drückte sie freundlich. „Lisette,“ sagte er eben so leise, „machen Sie mir keine Vorwürfe — ich habe sie verdient.“

„Nein,“ antwortete Lisette, „ich werfe Ihnen nichts vor.“

„Meine Herren,“ sagte die Comtesse, indem sie den Sprechenden den Rücken kehrte, „diese Scene wird tendre, und wer garantirt uns, wie weit es gehen kann. Es ist am besten zu weichen, und sich für überwunden zu erklären. Es bedarf Uebung, mit allen diesen Scandalen de haut en bas zu rivalisiren, die ein so glorwürdiges Exempel haben, — das fehlt uns Anderen, die wir hier nicht zu Hause sind. Ich weiche mit Vergnügen.“

Sie nahm des Kammerherrn Arm und wollte gehn. Aber Sophus, welcher fühlte, daß er sie nicht gehen lassen konnte, ohne Lisetten einen Ersatz zu geben, trat hurtig dazwischen und sagte: „Comtesse, ich bitte Sie, mich noch einen Augenblick anzuhören. — Ich habe Lisette aufgesucht, weil ich ihr einen Brief geben wollte, den sie verloren hatte — einen Brief, der Sie angeht, Comtesse, ungeachtet er von Lisettens Vater ist, einen Brief, den Sie schwerlich in den Händen Ihrer Feinde wünschen würden. Ich bitte Sie, ihn zu lesen, — Sie werden nachher diesen Herren erklären können, ob Sie

Grund gefunden haben, Ihre Beleidigung Lisettens zu widerrufen oder nicht."

Sophus war einige Schritte zur Seite getreten, er zog den Brief hervor und überreichte ihn der Comtesse, indem er Lisetten mit einem bittenden Blick um Vergebung dieses Mißbrauchs ihres Zutrauens ansah. Die Comtesse nahm den Brief mit einer verächtlichen Miene, und durchlief ihn; aber es währte lange, ehe sie ihn ganz zu Ende brachte. Sophus betrachtete sie mit Aufmerksamkeit, die anderen Herren mit Neugier, Lisette erhob die Augen nicht vom Boden. Die Miene der Comtesse veränderte sich nicht, nur ihre Hand zitterte unmerklich. Als sie ihn ausgelesen hatte, sagte sie: „Sie haben mir Aufklärungen gegeben, wofür ich Ihnen dankbar bin. Ich sehe, daß ich einen untreuen Diener gehabt habe, und noch vor Abend soll er seinen Abschied erhalten." — Sie warf noch einen Blick in den Brief, und sagte, indem sie ihn rasch entzweiriß und die Fetzen in die Tasche steckte: „Es ist ärgerlich, sich so in einem Menschen getäuscht zu haben, dem man so viel Zutrauen schenkte! Ach, in meiner Heftigkeit habe ich mich an Ihrem Brief vergriffen, ich vergaß, daß er nicht an mich geschrieben war. Ich bin Ihnen eine Erkenntlichkeit schuldig für den Verlust dieses väterlichen Schreibens," sagte sie lächelnd, indem sie sich an Lisetten wandte, „ich werde es nicht vergessen, wenn ich wieder herkomme. Und wenn Sie nur halb so versöhnlich sind, wie Herr von Norden sagt, so werden Sie vergessen, was zwischen uns vorgegangen ist und den Rath annehmen, es ein andres Mal zu

vermeiden, daß der Schein so sehr gegen Sie ist. Nicht allemal kann man seine Unschuld so gut documentiren," fügte sie mit einem gnädigen Lächeln hinzu. „Der gute Ruf ist eines Frauenzimmers köstliches Kleinod, vergessen Sie das nicht!"

Sophus betrachtete sie unverwandt. Die kleinen Züge um den Mund der Comtesse, während sie diese versöhnlichen Worte sprach, entgingen ihm nicht — er fühlte, daß es nur ein gezwungener Waffenstillstand war, der hier geschlossen wurde. Lisette erhob die Augen nicht vom Boden; es war, als ob diese Worte gar nicht an sie gerichtet waren. Eichfeldt betrachtete bald den Einen, bald den Andern; aber der Kammerherr Seifensee konnte seine Neugier nicht zurückhalten und sagte: das muß eine wahre Zauberformel gewesen sein, die eine so magische Wirkung hat hervorbringen können. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß Herr von Norden damit aus dem Fenster sprang, statt ordentlich die Treppe hinunterzugehen. Mit einem solchen Amulet läßt sich selbst vom Dach hinabspringen."

Da Niemand auf diese Worte etwas erwiederte, bot er der Comtesse wieder den Arm, und die Drei entfernten sich mit freundlichen Grüßen in verlegenem Stillschweigen, welches sie vor einander zu beschönigen suchten, indem sie eine gleichgültige Miene annahmen.

Sophus gab Lisetten den Arm und führte sie stumm den entgegengesetzten Weg durch den Hain. Es war ihm niemals in seinem Leben so schwer vorgekommen, Worte zu finden, um ein Gespräch anzufangen. Lisette stützte

sich auf seinen Arm mit einer Mattigkeit, welche ihn überzeugte, wie sehr ihre Körperkräfte gelitten hatten durch die geistigen Anstrengungen, welche dieser schicksalschwangere Tag von ihr gefordert hatte.

Endlich sagte er: „Lisette, sind Sie zufrieden mit dem, was ich gethan habe? Fühlen Sie sich beruhigt und gerechtfertigt?"

Lisette schüttelte den Kopf, indem sie antwortete: „Ich fühle mich ruhig; aber gerechtfertigt — nein, das bin ich nicht, und das werde ich nie. Ich sehe ein, daß es Ihnen unmöglich ist."

„Nein, es ist nicht unmöglich," brach Sophus rasch aus, „glauben Sie das nicht! Ich will der Königin Alles gestehen, ich will ihr Nichts verhehlen, es soll nicht der geringste Verdacht auf Ihnen ruhen, Lisette. — Das ist wohl das Mindeste, was ich Ihnen schuldig bin."

Lisette erhob schnell ihre Augen mit einem dankbaren Blick, und senkte sie wieder, indem sie sagte: „Nein, Sie sollen Nichts sagen. Die Königin wird mich nicht verkennen, sie ist nachsichtig. O sie ist eben so sehr Mensch, als sie Königin ist. — Sie sollen mich nicht weiter begleiten," sagte sie beinahe bittend, da Sophus wieder Miene machte zu gehen, „es würde nur Veranlassung zur Nachrede geben. Lassen Sie wenigstens meine Dienstgenossen gut von mir denken, wenn auch die Vornehmen sich einbilden, daß sie ein Recht haben, mich zu verachten."

Es lag eine solche Demuth und Ergebung in Lisettens Worten und Ausdruck, daß Sophus ausbrach im Gefühl seiner Schuld: „Wer Sie, Lisette, zu verachten

oder zu beleidigen wagt, wie vornehm er auch sei, der soll erfahren, daß Sie einen Beschützer haben."

„Und glauben Sie, daß mich das nicht noch unglücklicher machen würde?" sagte Lisette mit einer Klarheit und Würde, die weit über ihrem Stand und ihren früheren Verhältnissen waren. „Es würde mir nur wenig frommen, von einem vornehmen Herrn beschützt zu werden. Nein, wollen Sie wirklich etwas für mich thun, so sprechen Sie nie mit mir, begegnen mir nie, wenn Sie es vermeiden können — und für jedesmal, wo Sie mir aus dem Wege gehen, will ich Sie in meinem Herzen segnen. Es wird Ihnen leicht sein, diese Bitte zu erfüllen, und mir wird es Muth geben, mein Schicksal zu ertragen."

Sophus betrachtete sie mit Staunen, er kannte die kindliche Lisette nicht wieder. Woher hatte sie diesen Grad von Entwickelung? — „Ja, ich will thun, was Sie verlangen," sagte er, „wenn es mir gleich nicht leicht werden wird. — Sie sind ein Engel, — und Sie haben keinen aufrichtigeren und ergebeneren Freund als mich."

Er ergriff ihre Hand und küßte sie. Lisette trocknete ihre Augen und sagte: „Ich habe nicht geglaubt, daß es so viele Freude in der Betrübniß geben könne. Es ist mir in diesem Augenblick, als ob ich gar kein Leiden hätte. — Nicht wahr, nun begleiten Sie mich nicht weiter!" —

Sie wandte sich rasch von ihm ab und ging nach dem Schlosse zu. Es war, als ob sie dieser Anstrengung

bedurfte, um einen Abschied zu beenden, der ihrem Wunsche zufolge auf ewig sein sollte. Sophus sah ihr nach, bis sie im Bogengange bei dem Schlosse verschwunden war — dann ging er langsam denselben Weg in tiefen Gedanken. —

Die große Tafel war sehr vollzählig gewesen an diesem unruhigen Tage, wo kein Lüftchen die drückende Hitze milderte, welche wie ein schwerer Nebel über der Erde lag. Der Himmel glühte mit röthlichem Schein, die Sonne glich einer matten Scheibe, der dunkle Horizont kündete ein Donnerwetter. Die hohen Gäste hatten schon das Schloß verlassen, die Königin Wittwe war nach Friedensburg zurückgekehrt zugleich mit dem Erbprinzen, die alte Prinzessin Charlotte Amalie, des Königs Tante, nach Charlottenlund. Mehrere von den fremden Ministern hatten gleichfalls dem heraufziehenden Unwetter entgehen wollen. Indeß war noch eine bedeutende Anzahl von Gästen zurückgeblieben, von welchen die meisten an der Rose gespeist hatten, einer Tafel für die höheren Hofchargen, die diesen Namen erhielt von einer großen Rose, welche die Decke des Speisesaals schmückte. Denn die eigentliche königliche Tafel auf Hirschholm zählte nie mehr als zwölf Gedecke. Der Königin Befehl zufolge war der große Saal geöffnet wegen der drückenden Hitze, welche den Aufenthalt in den kleineren Gemächern bei-

nahe unerträglich machte. Ungeachtet die Flügelthüren zu den anstoßenden Sälen offen standen, hatte sich die ganze Gesellschaft in diesem großen, kühlen Raume versammelt.

Der große Saal war ungewöhnlich hoch, indem er sich durch zwei Etagen wölbte; die hohen, großen Fenster machten ihn luftig und hell. Drei große Glasthüren, alle drei offen, gingen auf einen Altan, von wo man eine meilenweite Aussicht hatte über den niedern Flügel auf beiden Seiten des großen Thorthurms, auf eine freundliche Landschaft von Gehölzen, Fluren und Dörfern. Mitten im Saale, dessen Boden mit schwarzen und weißen Marmorfliesen gepflastert war, warf ein Springbrunnen seine Strahlen zehn Ellen hoch empor; die vielen tausend niederfallenden Tropfen, welche den Widerschein von Vorhängen, Malereien und Vergoldung empfingen, glichen einem ungeheuren Strauß von vielfarbigen Edelsteinen. Da der Strahl so hoch stieg, verursachte das Niederstürzen der zerstreuten Tropfen in das Becken nur ein schwaches Plätschern, das wie ein melodisches Rauschen klang. Die Wände waren geschmückt mit kostbaren Tapeten und Bildnissen der meisten damals lebenden Könige und Königinnen, die Decke strotzte von Stuckaturarbeit und Vergoldung, in allen Ecken war Sophie Magdalenens Namenszug angebracht mit der königlichen Krone darüber. An beiden Enden des Saals waren ungeheure Marmorkamine, über dem einen Christian des Sechsten, über dem andern Sophie Magdalenens Bild in Lebensgröße. An der Wand, der Altan-

thüre grade gegenüber, trugen zwei Karyatiden einen mit dem dänischen Wappen geschmückten Baldachin von Sammet über einem ungeheuren Spiegel von geschliffenem venetianischen Glase, der bis zum Boden niederging und das Bild des großen Springbrunnens in seinen Rahmen aufnahm. Eine Menge Spiegel oder Wandleuchter vervielfältigte diese Pracht ins Unendliche.

Die Gesellschaft hatte sich in verschiedene Gruppen getheilt. In einem Seitengemach gingen der französische Minister und Graf Pilzonoff auf und ab in einer politischen Unterredung. Die fremden Diplomaten waren gewöhnlich einmal in der Woche, bisweilen öfter zur Tafel eingeladen. Der Graf war äußerst erbittert über die im Staatsrath gemachte Veränderung und über die Cabinetsbefehle, welche Struensee im Namen des Königs ausfertigte; er meinte, daß die fremden Mächte dies nicht ruhig ansehen würden; er für sein Theil werde im Namen seiner Kaiserin protestiren und mit ihrer allerhöchsten Mißbilligung drohen. Der französische Minister stimmte für mildere Maaßregeln; aber in Einem Punkt waren Beide einig, nämlich in dem Unwillen über die Kränkung, daß die ausländischen Minister nicht mehr persönlich mit dem König allein unterhandeln sollten.

Vor dem einen Kamin in dem großen Saal stand ein colossaler Marmortisch, bedeckt mit verschiedenen weiblichen Arbeiten. Der Anstrich von Häuslichkeit und Familienleben, den die Königin versuchte über ihre Umgebungen zu verbreiten, und wodurch die strenge Etikette suspendirt wurde, wenigstens so lange man auf dem

Lande war — hatte sich auch jetzt geltend gemacht. Die Damen strickten und nähten nach dem Beispiel der Königin, um späterhin diese Arbeiten zu wohlthätigen Zwekken anzuwenden. Aber die zerstreute Miene, womit sie diese Arbeiten machten, zeigte hinreichend, daß es mehr geschah, um der Mode zu folgen, als aus wahrem Interesse an der nothleidenden Classe der menschlichen Gesellschaft, die dem Hofe so fern stand und ihm so gleichgültig war.

Die Königin ruhte auf einer Bergère, deren colossale Füße mit Silberplatten belegt und mit dickbäckigen Engelsköpfen geschmückt waren. Sie hatte sich so weit zurückgelehnt, daß sie mehr lag als saß auf den weichen Sammetkissen, die dieses bequeme Canapee füllten und so hoch aufgerichtet waren, daß ihr Kopf darauf ruhte. Ihr Haar war mit lebendigen Blumen frisirt, um den Hals hatte sie eine Perlenschnur. Das Kleid, das nach der damaligen Mode den Hals ziemlich bloß ließ, lief in ein spitzes Corset aus, das mit einer großen Schleife endete. Die Aermel, welche sehr eng waren und grade bis an die Ellbogen gingen, hatten am Ende eine noch größere Bandschleife und zwei große niederhängende Engageanten von weißen Blonden. Zu diesen Kleidungsstücken von buntem geblümten Seidenzeuge gehörten noch zwei breite Schöße, die auf beiden Seiten über die Pochen hinaushingen, mit Rosetten von Goldband aufgeheftet waren und in eine Spitze ausliefen mit einem Goldquast, der fast an die oberste Reihe von zwei breiten, einen Rock von blaßrothem einfarbigen Seidenzeug umgebenden Fal-

beln stieß, dessen große Weite dem dicken chinesischen Stoff einen ungeheuren Umfang gab. Auf der Brust trug sie ein Sevigné und entsprechende Armbänder um die Handgelenke. Ihre Füße lagen auf einem großen in zwei Fächer getheilten Schemel, der mit Goldbrokat überzogen war. Auf dem untersten Tritt dieses Schemels saß Elisabeth und strickte in einer ziemlich unbequemen Stellung, die sie nicht verändern wollte, weil die Königin eine Hand auf ihrer Schulter ruhen ließ. Der andre Arm lag matt und kraftlos auf den rothen Sammetkissen, welche dessen schöne Umrisse und reine Farbe noch mehr hoben. Das nicht eben lange Kleid war aufgegangen und hatte zwei rosenrothe Füße und weiße Strümpfe entblößt, von denen die ersteren zu kurz und die letzteren zu voll waren, um ein Modell der Schönheit abzugeben. In der ganzen Stellung war ein nachlässiges, aber graciöses Abandon, das schöne Bild hatte ein warmes, beinahe glühendes Colorit, einen südlichen Ausdruck, der einen scharfen Gegensatz bildete zu den blonden, offenbar nordischen Farben und Formen.

Auf einem hochrückigen Stuhl, der Königin grade gegenüber, saß Comtesse Reiffenstein. Gegen die Gewohnheit war sie länger geblieben als ihre Gebieterin, um eine Spielpartie zu machen. Man hätte fast glauben sollen, daß sie blieb, um ihren Feinden zu trotzen. Die anderen Damen saßen auf ähnlichen Stühlen rund um den Tisch. Generalin Geldern ruhte in einem Lehnstuhl; sie legte die Arme kreuzweis und nahm nicht Theil an der allgemeinen Beschäftigung; es war deutlich,

daß sie die Königin in der bequemen Stellung, die sie gewählt hatte, copirte. Die Geheimeräthin Helmstorff, die nicht zu überreden gewesen war, einen gleichen Stuhl anzunehmen, saß auf einem Tabouret zur linken Seite der Königin, und filirte eine kleine Kindermütze. Ungeachtet dieses unbequemen Sitzes saß sie grade wie ein Pfeiler. Ihre Toilette war eine vollständige Gallatracht; denn obwohl sie zu den wenigen Gästen gehörte, die auf dem Schlosse heimisch waren, zeigte sie sich doch nie, ohne das Ceremoniel mit gewissenhafter Genauigkeit zu beobachten. Eine Schaar junger hübscher Damen schloß den Kreis, der bisweilen unterbrochen ward, wenn ein Cavalier es verstanden hatte, sich der Aufmerksamkeit zu bemächtigen und sich einen Platz zwischen Jugend und Schönheit zuzueignen. Graf Rosen lehnte sich an die Marmorplatte über dem Kamin im Gespräch mit einigen jüngeren Herren, worunter Sophus war, — der bisweilen einen heimlichen Blick auf Elisabeth warf, wenn er sich unbemerkt glaubte.

Oberst Held, der ebenfalls heute zur Tafel eingeladen war, ging auf und nieder mit dem alten Grafen Saint-Germain, der im Lauf des Gesprächs unablässig an dem Elephanten zupfte, den er an der Seite in einem breiten blauen Bande trug. Der Oberst betrachtete diese Decoration mit einer tiefen Mißgunst. Der Graf erzählte, die Post habe die Nachricht aus Wien gebracht, „daß dem Kaiser, kurz vor seiner Reise nach Ungarn, von dem Papst eine Flasche köstliches Wasser geschenkt worden sei, das augenblicklich das Blut stille, selbst wenn die größten

Pulsadern durchschnitten wären. Verschiedene Versuche hätten die unschätzbaren Eigenschaften dieses Wassers bestätigt. Ein Missethäter in Rom hatte dieses Geheimniß offenbart, um sich vom Galgen zu retten; man meine in Wien, daß es in Kriegszeiten vom großem Nutzen sein werde." Der Graf wöllte seine Majestät aufmerksam machen auf diese wichtige Entdeckung; er meinte, daß man keine Kosten scheuen dürfte, um dieses Wasser anzuschaffen, wovon stets ein Vorrath bei jeder wohlorganisirten Armee vorhanden sein müßte.

Graf Struensee stand an der Bergère der Königin, die eine Hand darauf gestützt. Seine Stellung war zu nachlässig, um vor den Augen der Geheimeräthin Gnade zu finden. Er trug das Haar eben so frisirt, wie die Königin es zu tragen pflegte, mit vier Locken auf jeder Seite, ein hohes Toupée und das Hinterhaar von einem Kamme gehalten. Struensee's Haar war sehr blond. Auch hierin glich er der Königin, und die Aehnlichkeiten, welche sie gemeinschaftlich hatten, waren in der That auffallend. Beide hatten eine hohe Stirn, krumme Nase, einen hübschen Mund, regelmäßige und sehr weiße Zähne, blaue Augen, sehr blondes und reichliches Haar. Sie waren Beide stark, hatten Beide eine ungewöhnliche frische Gesichtsfarbe und schönen Teint, selbst in ihrem Gang war eine bedeutende Uebereinstimmung, — wer es nicht besser wußte, hätte sie für Geschwister halten können. An diesem Tage trug Struensee eine lichtviolette Hoftracht ohne Besatz — um eine ländliche Einfachheit anzudeuten — mit Kniebeinkleidern, weißen seidenen

Strümpfen und Degen. Seine Toilette war geschmackvoll und sorgsam. Zum Ersatz für die Einfachheit der Tracht waren die Knöpfe von geschliffenen Amethysten, in mattes Silber gefaßt. Auf der Brust trug er nur eine Decoration, den neulich gestifteten Mathildenorden, der in der Königin Namensschiffer von Brillanten bestand, mit der königlichen Krone, umgeben von einem grünen Lorbeerkranz, und an einem silbergestreiften Bande von Couleur de Rose getragen. Dieser Orden war von der Königin in demselben Jahr auf Veranlassung des Geburtstags des Königs gestiftet; er ward von allen königlichen Herrschaften getragen, aber sparsam ausgetheilt, sowohl an Damen, wie an Herren. Von den Anwesenden trugen die Königin, Generalin Geldern, Struensee und Graf Brandt diese Decoration. Tannenberg hatte sie ebenfalls, war aber nicht zugegen, sondern auf Tannenberg, man erwartete jedoch täglich seine Rückkunft in der Hauptstadt.

In Struensee's Haltung war eine Mischung von Mattigkeit und Langweile, etwas Niedergeschlagenes, obgleich es deutlich war, daß er sich Mühe gab, eine überlegene Miene anzunehmen. Sein Blick war nach der entgegengesetzten Seite des Saales gerichtet, wo der König und Graf Brandt Schach spielten an einem kleinen Tische, der in dem großen Raume und unter den grandiosen Umgebungen fast verschwand. Diese abgesonderte Gruppe machte eine ganz eigene Wirkung, als Gegensatz zu der frischen, lebensfrohen Versammlung, welche das andre Ende des Saals eingenommen hatte; sie hatte

etwas Unbeschreibliches an sich, etwas „Abgestorbenes," wenn ich mich so ausdrücken darf. Des Königs Gesicht hatte einen Ausdruck von niedergeschlagener Mattheit und Langweile, fast wie Struensee, jedoch mit einem Zusatz von kränklicher Schwäche, der unwillkürlich Alle, die in die Nähe des Königs kamen, zur Wehmuth stimmte. Auch auf Brandt hatte diese Stimmung gewirkt, ungeachtet der sonst lebensfrohe, beinahe ausgelassene Mann es so gewohnt war, um seinen Herrn zu sein, und wenn er des Königs langsame und matte Züge mit unüberlegter Hurtigkeit erwiderte, und seine Steine rückte, fast ohne hinzusehen, war eine Wehmuth in dem zerstreuten Blick, den er jedesmals im Saal rundum schweifen ließ, ohne ihn auf einen bestimmten Gegenstand zu heften, und welcher verrieth, wie beschwerlich der Beruf eines Hofmanns bisweilen sein kann. Zur Seite des Tisches stand der englische Minister, Lord Karther, und sah zu.

Die Unterredung am Tische der Königin ward indeß lebhaft fortgesetzt. Man sprach von Paris, mehrere von den Anwesenden waren dagewesen und theilten Begebenheiten mit, die sich während ihres Aufenthaltes in Frankreichs Hauptstadt ereignet hatten.

„Es ist Niemand so eingeweiht in das Pariser Leben wie Baronesse Depenau," sagte die Generalin. „Und sie hat eine ächte französische Gabe, pikant zu erzählen. Sie hat mich neulich einen ganzen Tag mit alten und neuen Anekdoten vom französischen Hofe unterhalten. Ich erinnere mich unter anderen eines Zuges aus Ludwig's

des Vierzehnten Zeit, welcher mehr als alles Andre Nation und Zeit charakterisirt. Der bekannte, schöne Richelieu hatte längere Zeit in Verbindung gestanden mit einer Dame von Einfluß, einer Marquise de Priest, einer sehr hübschen Frau; es war von beiden Seiten eine gewaltige Passion. In einem tendren Augenblick hatten sie einander ewige Liebe geschworen, aber doch die Vorsicht gebraucht, eine Goldmünze in zwei gleiche Hälften zu theilen, von welchen jeder die eine an sich nahm, mit der Verabredung, daß derjenige von ihnen, welcher eine Abnahme seiner Liebe fühle, dem Andern seine Hälfte zuschicken und damit die Ewigkeit zu Ende sein solle, ohne Lamentationen und Entsagungen. Man besiegelte diesen Pakt mit theuren Eiden, man scherzte über diese zwei halben Zechinen, die einst nach vielen Jahren in der Hinterlassenschaft des Herzogs und der Marquise gefunden werden würden, ohne daß Jemand sich erklären könnte, was diese sorgsam bewahrten Bruchstücke bedeuten sollten. Und es war wirklich eine seltsame Kraft in dieser Ceremonie; denn beide sonst flüchtigen Liebenden bewahrten ihre gegenseitige Neigung mit einer Treue, die sie beinahe zur Fabel machte, denn sie hatten einander fast ein ganzes Jahr geliebt. Das ist ja schon eine kleine Ewigkeit. Der Herzog besuchte die Marquise täglich und nur eine Reise auf acht Tage nöthigte ihn einst, mit dem König abwesend zu sein. Aber sobald er zurückgekehrt war, eilte er zu seiner Geliebten. Sie empfing ihn zärtlicher als jemals, sie ergossen ihre Herzen gegen einander mit liebender Wärme, die Trennung hatte

die Flamme nur verstärkt, sie konnten nicht ohne einander leben, diese acht Tage waren Beiden wie ein lebendiger Tod vorgekommen, aber nun wollten sie sich auch nicht wieder trennen. So beredt ist nur wahre Liebe. Die Marquise vergoß Freudenthränen, Richelieu küßte ihr die Hand mit Entzücken. Es waren nur des Staatsmanns unaufschiebliche Pflichten, die ihn endlich nöthigen konnten, die Geliebte zu verlassen, der König erwartete ihn. Ehe er ging, reichte er der Marquise eine kleine Verehrung, die er ihr hatte machen lassen, es war ein allerliebstes Notizbüchelchen mit ihrem Wappen in Email. Aus dem Inhalt würde die Marquise sehen, sagte er, daß seine Gedanken unablässig ihr gewidmet gewesen wären. Die Marquise empfing es mit tiefgefühlter Erkenntlichkeit für seine liebende Aufmerksamkeit. Aber auch sie hatte an ihn gedacht während dieser Trennung, und sie überreichte ihm einen kleinen Geldbeutel von der niedlichsten Perlenarbeit, worauf seine Namenchiffer eingewirkt war mit unermüdlicher Geduld. Es sei ihrer eigenen Hände Arbeit, sagte sie. Richelieu drückte die schönen Hände an sein klopfendes Herz, er bedeckte sie mit zärtlichen Küssen, jede Perle war ihm ein kostbarer Schatz, es war ein Andenken, das sie ihm in der Einsamkeit gewidmet hatte. „Unsre Liebe ist ewig,“ sagte er entzückt. „Ewig,“ wiederholte die Marquise, und ihr Blick konnte sich kaum von dem seinigen losreißen. Ah, que l'amour est un beau sentiment!“

Die Generalin hielt einen Augenblick inne und sah sich im Kreise um, der mit Neugier die Ent=

wickelung dieser kleinen Erzählung erwartete. Dann fuhr sie fort:

„Kaum war der Herzog zur Thür hinaus, so eilte die Marquise natürlicherweise das Taschenbuch zu öffnen. Wie sehnte sie sich nicht, die Liebesworte zu lesen, womit er diese niedlichen Blättchen eingeweiht hatte. — Nicht ein Buchstabe war zu finden, sie waren leer; zwischen den Blättern lag blos — die halbe Zechine."

„O, das war abscheulich," brach Elisabeth unwillkürlich aus mit gedämpfter Stimme.

„Empörend! Niederträchtig!" brach die Königin aus. „Die arme Marquise! Was ward denn aus dem Abschaum, dem Richelieu?"

„Richelieu betrachtete triumphirend den Beutel, als er nach Hause gekommen war," fuhr die Generalin fort. „Er war wirklich mit viel soin genäht. Und die bedachtsame Marquise hatte sogar, nach gutem, altem Aberglauben, ihn mit einem Glückspfennig versehen. „So besorglich ist nur wahre Liebe," brach er entzückt aus. Er öffnete die Börse und fand — — die halbe Zechine."

Die Königin klatschte in die Hände und brach aus: „Das war wohlverdient! O wie gefällt mir die Marquise wegen dieses Streichs!"

„Diese acht Tage hatten der Ewigkeit eine Grenze gesetzt," fuhr die Generalin fort. „Richelieu hatte sich in eine junge Herzogin von Bretagne verliebt, und die Marquise in einen jungen Lieutenant aux gardes du roi. Uebrigens blieb Alles unverändert — und jeder von ihnen hatte noch beständig eine halbe Zechine. Aber

4*

das Charakteristische ist, daß sie nicht Unfreunde wurden, sondern vielmehr eine freundschaftliche Alliance schlossen, so daß die Marquise die Liebe Richelieus zu dem hübschen Fräulein von Bretagne wirklich protegirte, und der Herzog den Lieutenant avanciren ließ, um der Marquise ein cadeau zu machen. Ich weiß nichts, was die Franzosen so gut schildert wie dieser kleine Zug."

„Ich bitte Sie," sagte die Geheimeräthin, „sagen Sie lieber: so schlecht."

„Comme vous voulez," antwortete Frau von Geldern mit gleichgültiger Miene. „Indeß muß man gestehen, daß solche Arrangements sehr bequem sind. Sie sparen so manche langweilige Scenen und Comödien, wovon alle Rupturen begleitet sind."

„Und ich muß sie unbedingt verwerfen," sagte Graf Rosen. „Meiner Meinung nach beweist dieser Zug einen hohen Grad von Verderbniß, und ich lasse mich keineswegs bestricken von der scherzhaften Paradoxie, womit die Generalin sich über uns lustig machen will. Nein, ich rufe im Gegentheil Ach und Weh über jeden Menschen, der nicht seine Liebe damit anfängt, sie als ewig zu betrachten — er profanirt das Heiligste, er ist schlimmer als der, welcher nur den Leib tödtet, wie in der Bibel steht."

„Solche Exemplare finden sich nur in Frankreich," sagte Struensee. „In der ganzen Geschichte Englands wird man nicht einen solchen Zug finden."

„Das glaube ich auch nicht," sagte die Königin. „Eines Engländers Gefühle sind tiefer, entschiedener für das ganze Leben."

„Das zeigt sich auch bei der Vergleichung beider Nationen auf den ersten Blick," fuhr Struensee fort. „Ein Engländer huldigt seiner Angebeteten stehend in einer ehrerbietigen aber männlichen Stellung, welche Kraft und Ruhe andeutet. Der Franzose macht seine Cour knieend mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, welche Hast und Unbeständigkeit anzeigt. Seine Angebetete ist eben so flüchtig, und ihr größter Reiz besteht deswegen auch in ihrem Gange; aber die Engländerin ist unläugbar am schönsten, wenn sie sitzt, und ich kenne kein reizenderes Bild für alle edlere Gefühle als eine Engländerin. Da ist Tiefe, Weiblichkeit, Würde, Alles in Eins vereinigt."

Die Königin warf einen freundlichen Blick auf den Grafen, indem sie sagte: „Der englische und der dänische Charakter gleichen einander am meisten. Es ist eine auffallende Uebereinstimmung zwischen beiden. Der französische ist der Antipode von beiden. — Du machst kein Glück mit Deinem Richelieu und Deiner Marquise, liebe Cäcilie," fuhr sie fort, indem sie sich an die Generalin wandte. „Die Franzosen haben nie gewußt, was wahre Liebe ist."

„Glauben Ihre Majestät denn wirklich an wahre Liebe?" sagte die Generalin mit einer Miene, welche verrieth, daß dies Gespräch schon alles Interesse für sie verloren hatte.

„Ich will wenigstens gern daran glauben," antwortete die Königin, und ihre gesenkten Augen fielen unwillkürlich auf Elisabeth, welche nach der Königin sah, mit einem Blick, worin die Angst vor einer entscheidenden

Antwort auf diese Frage sich abspiegelte. Als die Königin schwieg, schlug Elisabeth die Augen nieder, und eine freudige Röthe verbreitete sich über ihr Gesicht.

„Auch bei den Herren? Glauben Ihre Majestät auch bei denen an wahre Liebe?“ fuhr die Generalin fort, und ihr Blick suchte Sophus, ohne seinen Augen begegnen zu können, welche ausschließend Elisabeth angehörten in diesem Augenblick.

Die Königin bedachte sich ein wenig; dann sagte sie lächelnd: „Nein, nicht ganz. Die Herren opfern nie ihr Herz ganz, und selten der Liebe. Die Hälfte gehört stets der Ehrbegierde. Aber das halte ich für keinen Betrug, c'est une chose convenue. Niemand kann mehr geben, als er hat.“

Struensee machte eine Bewegung, als ob er der Königin widersprechen wolle, aber schwieg. Die Generalin nahm wieder ihre frühere bequeme Lage an, die sie einige Augenblicke verlassen hatte, indem sie sagte: „A la bonne heure! Ich war fast bange, daß Ihre Majestät mir heute alle Gerechtigkeit versagen wollten — ungeachtet ein solches Versagen etwas Unerhörtes sein und von Niemand, auch wenn ich es noch so heilig beschwüre, geglaubt würde. Es ist allzu bekannt, daß Ihre Majestät die Göttin der Gerechtigkeit selbst sind.“ —

Während die Unterredung so mit aller der Lebhaftigkeit geführt wurde, welche diesen jugendlichen Kreis charakterisirte, setzten der König und Graf Brandt das Schachspiel fort mit einförmigen spukhaften Bewegungen und in tiefem Schweigen. Der englische Minister stand

noch mit derselben unveränderten Ruhe an der Seite des Tisches, und betrachtete das Spiel, ohne ein Wort zu sagen.

Dieses Schweigen ward erst unterbrochen, als der König den Kopf erhob, den Minister ansah, und gähnte. Lord Karther lächelte und sagte: „Vous vous ennuyez, Sire!“

Der König ließ die Puppe fallen, die er im Begriff war zu rücken, bückte sich sehr tief vor dem Minister und antwortete mit wohlklingender Stimme: „Yes, Sir. Souverainement.“ — Der schlaffe Ausdruck verschwand in diesem Augenblick vom Gesicht des Königs und machte einem Schimmer von Geist Platz, der nicht frei war von einem Anstrich von malice!

Lord Karther lachte. Graf Saint-Germain blieb am Stuhle des Königs stehen und sagte: „Ihre Majestät sind immer unvergleichlich im Wortspiel. Die französische Sprache ist auch vorzüglich geschickt zu Wortspielen und Charaden. Ich hörte neulich eine superbe Charade, die ich mir erlauben will Ihrer Majestät vorzulegen, als einem Meister im Charadenauflösen. Quel est le souverain, qui chante le mieux? — Ihre Majestät werden mir erlauben vorauszusetzen, daß ein Souverain so gnädig sein kann, sich zum Singen herabzulassen. — C'est le Duc Charles Trois, car il est maitre de Savoie,“ fuhr der plaudernde alte Graf fort mit einem tiefen Bückling, ohne dem Könige Zeit zu lassen, seine gepriesene Gabe im Charadenauflösen anzuwenden. Der König lächelte flüchtig und setzte dann das Spiel fort, ohne ein

Wort zu sagen, mit demselben niedergeschlagenen Ernst wie zuvor.

„Das ist ein charmantes Wortspiel, Mylord," sagte der Graf und wandte sich an Lord Karther; er war bange, daß der Minister die Feinheit nicht verstanden haben möchte. „Savoie, le duché, la province, Vous savez, et sa voix — man kann sich nichts Feineres denken. Es kann nur französisch gesagt werden."

„A propos de jeux de mots," brach die Generalin aus, indem sie sich im Lehnstuhl aufrichtete, „wollen wir nicht Räthsel rathen? Ich habe einige ganz charmante in meiner Tasche, die ich neulich in einigen französischen Memoiren fand und sie in mein Taschenbuch schrieb."

„Um Gottes Willen," sagte die Königin und drehte den Kopf auf dem rothen Sammetkissen nach der Generalin hin, „um Gottes Willen, keine Anstrengung in dieser Hitze! Es ist ordentlich eine Fatigue, Räthsel zu rathen."

„Aber Ihre Majestät werden diese Anstrengung nicht bereuen, davon bin ich überzeugt," sagte die Generalin, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, diese Unterhaltung in Gang zu bringen. Sie nahm ein kleines in Sammet gebundenes Buch mit elfenbeinernen Blättern aus der Tasche. „Attendez — — — attendez — — — hier ist es. Erlauben Ihre Majestät? — Aber nun bitte ich Sie alle attentive zu sein," — sagte die Generalin, als die Königin eine matte Bewegung mit dem Kopfe gemacht hatte zum Zeichen ihrer Einwilligung. — „Wir rathen Alle zusammen à la ronde. Meine Herren, be-

waffnen Sie sich nun mit allem Ihren esprit, um mir zu sagen — — — um mir zu sagen — — — zum Beispiel — — — Was ist Erkenntlichkeit? Ah, das ist eine intrikate Frage am Hofe. Wem darf ich es wohl anmuthen, ein so communes Gefühl zu definiren? Will Graf Rosen vielleicht den Anfang machen? Wenn wir Alle gerathen haben, öffne ich meine Schreibtafel und lese, was das Orakel sagt."

Alle versammelten sich um den Tisch. Jeder rieth, was ihm der Augenblick eingab, es kam einiges recht Pikantes, aber zum Theil auch Unbedeutendes an den Tag, aber Niemand durfte sich weigern.

„Erkenntlichkeit," sagte die Generalin, indem sie das Buch öffnete, „Erkenntlichkeit ist das Gedächtniß des Herzens, sagt der Verfasser. **La reconnoissance est la mémoire du coeur.**"

„Ah, das ist charmant," brach die Königin aus, und ein ähnlicher Beifallsruf durchscholl den ganzen Saal.

„Was für ein Unterschied ist zwischen der höheren und niederen Liebe?" fragte die Generalin.

Man rieth wieder. — „Eine Alltagsseele betrachtet die Liebe wie eine Eroberung, eine höhere Seele wie ein Geschenk."

„Was ist Gleichgültigkeit?" fragte Frau von Geldern. „Comtesse Reiffenstein, Kammerjunker Norden, wer von Ihnen will zuerst uns sagen, was Gleichgültigkeit ist?"

Diese Aufforderung, welche mit vollkommen unschuldiger Miene gemacht wurde, rief bedeutungsvolle Blicke hervor, welche rasch im Kreise umherliefen. — Man

rieth. — „Das ist die Art von Verachtung, welche man am tiefsten fühlt, weil sie als vollkommen unschuldig passiren kann.“

„Das ist charmant!“ brach die Comtesse lächelnd aus und roch an ihre Riechflasche. Sie dankte ihrem Gott in diesem Augenblick für die Schminke. Sophus warf einen bittenden Blick auf die Generalin, Frau Helmstorff zog die Augenbraunen unmerklich zusammen. Graf Rosen zog mißbilligend die Schultern.

„Welches ist die größte Freude, die der Haß gewähren kann? Wollen Ihre Majestät vielleicht so gnädig sein zu beginnen?“

„Haß“ wiederholte die Königin. „Das wird schwerer und schwerer.“

„Ihre Majestät müssen Ihre Phantasie zu Hülfe nehmen,“ sagte Struensee, „Ihre Erfahrung läßt Sie hier im Stich.“

„Sagen Sie das nicht, Graf Struensee,“ antwortete die Königin mit einem raschen und unbemerkten Blick auf die Comtesse. „Es giebt wohl keinen Menschen, der nicht weiß, was Haß ist. Es ist ein Gefühl, das auch seine angenehmen Augenblicke hat. Aber es ist eine verbotene Freude, das weiß ich wohl. Die größte Freude bei dem Hasse ist wohl, zu vergeben. Ich vermuthe, daß das eine christliche Charade ist.“

„Nein, eine ganz weltliche,“ sagte die Generalin lachend. „Nun Sie, meine Damen und Herren!“ — Man rieth wieder in der Runde. — „Es ist, seine Feinde zur Verstellung zu zwingen, denn das ist der

äußerste Grad von Entwürdigung für eine menschliche Seele."

„Das ist vortrefflich," sagte die Königin und klatschte in die Hände. „Graf Pilzonoff, das müssen Sie doch hören. Sie müssen theilnehmen an unsern jeux d'esprit, Herr Ambassadeur," fuhr sie fort mit einem zweideutigen Lächeln.

Graf Pilzonoff, der sein politisches Gespräch geendigt hatte mit dem französischen Gesandten, der zugleich mit Lord Karther wegfuhr, trat grade in den Saal. Er näherte sich der Königin mit lächelndem Gesicht und tiefem, unterthänigem Bückling.

„Quel est le plus grand plaisir de la haine, Monsieur le comte?" sagte die Königin mit starker Stimme, indem sie sich von den Kissen erhob und ihn mit festem Blick ansah. — „C'est de forcer son ennemi à l'hypocrisie, dernier dégré de l'humiliation pour l'âme humaine. — War meine Uebersetzung richtig?" sagte sie, indem sie sich nachlässig gegen die Kissen zurücklehnte und einen triumphirenden Blick rund umlaufen ließ im Kreise, wo sie nichts als niedergeschlagene Augen antraf.

Es war ein allgemeines Schweigen. Pilzonoff betrachtete die Königin mit demselben unveränderten Lächeln und bückte sich tief; aber seine Augen glichen zwei vergifteten Pfeilen. Die Königin wandte das Haupt auf den Kissen mit gleichgültiger Miene und sagte: „Hast Du noch mehr Räthsel, Cäcilie?"

„Vielerlei, Ihre Majestät. Hier ist eine Frage, welche zu vielen chevaleresken Worten Veranlassung

geben wird. Meine Herren, was ist ein Frauenzimmer?"

Es regnete nun Complimente. „Es ist eine Abspiegelung des Himmels auf der Erde," sagte der alte Graf Saint-Germain, nachdem der erste Guß überstanden war.

„Es ist ein Engel ohne Flügel, un ange divin," rief Oberst Held mit entzücktem Blick auf Comtesse Reiffenstein. Elisabeth schlug die Augen erröthend nieder, die Comtesse schlug die ihrigen auf.

„Es ist eine reizende Sphinx, deren Räthsel zu lösen wir zu blind sind," sagte Struensee.

„Meine Herren," sagte die Generalin, „des Geschlechts wegen danke ich Ihnen recht sehr für Ihre gute Meinung. Ein Frauenzimmer ist übrigens nichts mehr und nichts weniger als ein Wesen, das Sie, meine Herren, stets betrügen, sobald Sie klüger sind als jenes, das Sie allezeit unterdrücken, wenn Sie stärker sind, und das Sie beständig geringachten — wenn Sie selbst nichts werth sind. In Wahrheit, es ist ein Menschenkenner, der diese Räthsel gemacht hat."

„Behalte die Räthsel," sagte die Königin, „sie sind mir zu melancholisch. Die armen Frauenzimmer! Warum muß es immer über sie hergehen? Warum soll das schwächste Geschlecht stets das schwerste Kreuz tragen?"

„Weil nur das weibliche Geschlecht im Stande ist, mit Fassung und Anmuth zu tragen," sagte Graf Rosen. „Davon können wir ein Sinnbild an den Karyatiden sehen," fuhr er fort, indem er nach den beiden Figuren hinzeigte, welche den Baldachin über dem großen

Spiegel trugen. „Sehen Sie, wie reizend sie ihre Bürde tragen mit erhobenen Armen und frommen niedergesenkten Blicken. Wenn es männliche Figuren wären, wenn es zum Beispiel ein paar Atlanten wären, so würden sie die Arme in die Seite setzen und die Augen im Kopfe drehen, aber da wären sie zweckwidrig, und was jetzt eine schöne Verzierung ist, würde eine Carricatur geworden sein.“

Mehrere lachten. Man betrachtete die Karyatiden mit mehr Aufmerksamkeit, als man ihnen bis jetzt geschenkt hatte. Eine Dame bemerkte, daß die eine von den Figuren auffallende Aehnlichkeit mit der Comtesse Mathilde Thralau habe.

„Wird man nie wieder das Vergnügen haben, die Comtesse bei Hofe zu sehen?“ fragte Pilzonoff die Generalin.

„Ich weiß nicht, sie ist in Holstein,“ antwortete diese gleichgültig.

„Sie ist ganz verschwunden,“ sagte eine Dame, „in Holstein glaubt man, daß sie in Kopenhagen ist.“

„Das muß die Geheimeräthin wissen,“ sagte Comtesse Reiffenstein; „Comtesse Mathilde war ja auf Schmoll bei Ihre Gnaden.“

„Und ist dort wahrscheinlich noch,“ antwortete Frau Helmstorff, „denn als ich sie dort verließ, hatte sie sich in Schmoll verliebt, und wollte dort bleiben. Es ist noch nicht lange, daß ich einen Brief von ihr erhielt. Sie gab mir zwar Nachricht, daß sie vielleicht nach Pyrmont reisen werde, um ihrer Gesundheit wegen dort zu baden.“

„Gott, was für ein Glück muß es sein, so unabhängig zu leben wie Comtesse Thralau, nicht wahr meine Beste?" sagte eine junge Dame zu Elisabeth.

„Ich weiß nicht, wie unabhängig die Comtesse ist — und ich weiß auch nicht, ob das Glück eines Frauenzimmers in der Unabhängigkeit besteht," antwortete Elisabeth erröthend, mit einem flüchtigen an Sophus vorüberstreifenden Blick.

„Man sagt, daß Baron Binder sich geschossen hat wegen der häßlichen Frau Falkenhelm," sagte die Generalin, indem sie sich wohlgefällig in dem kleinen Taschenspiegel ihrer Schreibtafel besah, und gleichfalls einen flüchtigen Blick auf Sophus warf. „Wie beneide ich häßliche Frauenzimmer. Ich weiß nicht, worin es steckt, aber häßliche Damen flößen am häufigsten die heftigste und dauerhafteste Liebe ein."

„Es steckt vielleicht darin," sagte Saint-Germain, „daß unglückliche Liebe die heftigste und dauerhafteste ist. Ich beurtheile sie nämlich nach meinen eigenen Gefühlen, gnädige Frau. Und da die Anbeter häßlicher Frauen unglücklich genannt werden können, selbst in dem glücklichsten Falle, so haben wir die Auflösung des Räthsels."

Der König, welcher noch immer mit dem Grafen Brandt Schach spielte, blickte auf und sagte: „Es zieht hier ganz abscheulich." Dann fuhr er fort zu spielen. Einer der Cavaliere wollte die Altanthüre schließen; aber da die Königin in demselben Augenblick sagte: „Es ist hier entsetzlich schwül," kehrte er wieder um, und ließ die Thür auf.

„Ich glaube nicht, daß Frau Falkenheim sich im mindesten interessirt hat für Baron Binder, — es ist mir unbegreiflich," fuhr die Generalin fort. „Sie interessirt sich nur für ihren Mann, obgleich sie auch aus dem sich nicht viel macht."

„Und ich bin überzeugt, daß sie für Andere mehr Interesse zeigt, als für ihren Mann," sagte Pilzonoff, der jede Gelegenheit ergriff, andrer Meinung zu sein als die Generalin.

„Das darf wohl Niemand sagen, wenn man einräumen muß, daß es unmöglich ist, Jemanden zu bezeichnen, für den sie sich interessirte," sagte die Königin mit einem leichten Zug der Oberlippe.

„Ich bitte Ihre Majestät um Verzeihung," erwiederte Pilzonoff, „ich schließe aus einigen kleinen allgemeinen Symptomen. Es ist immer ein untrügliches Zeichen, daß eine junge Frau einen Andern liebt, wenn sie für ihren Mann keine Aufmerksamkeit zeigt. Die Natur wacht darüber, daß eines Frauenzimmers Herz nie ohne Liebe ist."

Die Königin wandte sich von ihm ab, ohne zu antworten. Es entstand eine kleine Pause, welche die Königin unterbrach, indem sie zu Sophus sagte, der ihr am nächsten stand: „Haben Sie nicht gehört, daß der König klagte, es ziehe hier so?" — Es lag eine Härte in ihrer Stimme, die in diesem Augenblick überraschte, und welche deßwegen alle Anwesende betroffen machte. Graf Rosen machte wieder eine unmerkliche, aber sprechende Bewegung mit der einen Schulter, indem sein

Blick über Frau Helmstorffs Gesicht hinglitt. Die Geheimeräthin wandte kein Auge von ihrer Arbeit, aber Elisabeth erhob den Kopf und sah erschrocken zur Königin empor.

Sophus hatte den Befehl der Königin noch nicht ausgeführt, als die Thüre zu den inneren Gemächern plötzlich aufgerissen wurde und eine Dame in den Saal stürzte. Die Haare in den Nacken niederwogend, als ob Entsetzen sie ergriffen hätte, grade als sie im Begriff gewesen, diese reiche Lockenpracht zu ordnen, flog sie quer durch den Saal und mit dem Ausruf: „Um Gottes Willen! Rettet die Königin!“ stürzte sie vor der Bergère auf die Kniee und verbarg das Gesicht im Schooße der Königin.

„Mein Gott, was giebt es?“ brach die Generalin aus.

Alle sprangen auf, und nur der König schien nicht das Geringste bemerkt zu haben; es war ihm grade Schach geboten und das Spiel heischte seine ganze Aufmerksamkeit. Brandt wandte den Kopf vom Brette weg, aber plötzlich hatte der König einen rettenden Zug gefunden, er schlug mit der Hand auf den Tisch und rief laut: „Gardez la reine, wenn Sie können — aber sie kann nicht mehr geschützt werden. Elle est perdue!“

Dieser Ausruf des Königs, der unmittelbar nach dem der erschrockenen Dame folgte, ergriff die Umstehenden mit Entsetzen, und es entstand eine tiefe Stille, in welcher man die Königin halblaut sagen hörte: „Fassen Sie sich, meine Beste! Was hat Sie so erschreckt?“

Elisabeth war auch aufgesprungen, sie nahm die beinahe ohnmächtige Dame in ihre Arme und verhüllte ihr Gesicht vor der neugierigen Gesellschaft. Auch die Geheimeräthin war zur Königin hingeeilt. „Rettet die Königin!" rief die Dame noch einmal mit Anstrengung. Indem drang ein verwirrtes Geräusch in den Saal, es ließ sich anhören wie Tritte vieler Gehenden auf den Treppen und Gängen, und wie Stimmen außerhalb dem Schlosse. Das Ganze war ein chaotisches Brausen, das unwillkürlich den Kreis auflöste, welcher die Königin umgeben hatte. Man lief zur Thür, man drängte sich nach dem Altan. Die Geheimeräthin, Elisabeth und Graf Rosen waren die Einzigen, welche um die Königin blieben.

„Meine beste Mathilde," sagte die Königin, „welche Unvorsichtigkeit! Wenn Du eine so unüberwindliche Angst vor Deinen Feinden hast, daß Du sie Deine Anwesenheit in Kopenhagen nicht einmal ahnen zu lassen wagst, wie kommt es Dir nur ein, die Verkleidung abzulegen, die Dich bis jetzt verborgen hat? Komm zu Dir selbst! Was hat Dich so erschreckt?"

„Ach, was kümmert mich das?" brach die Dame mit verwirrtem Blick aus. „Mögen sie wissen, daß ich hier bin, mögen sie mir wieder nachreden und mich mißhandeln, das ist mir gleichgültig — aber retten Sie sich, wenn es noch möglich ist! Retten Sie sich um Gottes Willen, — das Schloß wird gestürmt!"

Die Königin ließ entsetzt ihre Hand fahren, die sie ergriffen hatte, um ihr Trost einzuflößen; denn ein don-

nernder Ruf von vielen Stimmen drang in diesem Augenblick durch die offenstehenden Fenster als unglückprophezeiende Bekräftigung der Dame.

„Mein Gott, was geht denn vor?“ brach die Königin aus. Will mir Niemand antworten? Struensee, was bedeutet dieser Schrei? Was ist das für ein Lärm?“

Struensee antwortete nicht; er stand mitten im Saal bei dem Springbrunnen, und sah über die Häupter der Andern, welche die Altanthüre füllten.

Als die Königin sah, daß er in dieser Stellung verharrte, sagte sie laut und mit Würde: „Graf Struensee, Sie werden die Güte haben, sich davon zu unterrichten, und mir zu melden, was Sie erfahren.“ — Aber da ein neuer Ruf sich indem schallend durch die Luft erhob, sagte sie mit gedämpfter Stimme: „Bleiben Sie, Herr Graf, man wird es uns wohl melden.“

Verschiedene Lakaien und Bediente kamen in den Saal, ohne gerufen zu sein. Sie berichteten, daß eine unermeßliche Menge Menschen in das Schloß strömte, aber etwas Bestimmtes wußte Niemand anzugeben. Ihre erschrockenen Mienen zeigten hinlänglich, daß diese ganze Dienerschaft, die sich noch eben so viel eingebildet hatte, nur eine schwache Stütze sei zur Zeit der Gefahr.

Vom Altan hatte man eine weite Aussicht über den niederen Flügel, wo der Haupteingang war. Eine unüberschauliche Menschenmasse wogte wie eine Brandung, die beständig vom Schlosse zurückschlug. Das äußerste Gitterthor war gesprengt, die Allee, welche über den See zum Schlosse führte, war mit brüllenden und schreienden

Menschen erfüllt, aber das große Thurmthor war gesperrt, die Wache hatte den Eingang besetzt. Eine doppelte Reihe Bajonette war gefällt gegen das Thor und bereit, die Stürmenden zu empfangen. Im Schloßhofe drängten sich die erschrockenen Hofbedienten, die muthigsten schlichen entlang am auswendigen Flügel, von wo man bis zur Reitbahn auf der andern Seite des Sees die Aussicht hatte. Sie sahen zu ihrem Schrecken, daß die ganze große Reitbahn mit Menschen erfüllt war, die jetzt eine Stille beobachteten, welche die bangen Gemüther noch mehr ängstigte als vorher der wilde Schrei, weil man nur die klirrenden Laute ihrer Aexte, Säbel und Piken hören konnte, wenn diese Waffen einander berührten.

„Es sind die Matrosen, die den Aufruhr machen!" rief eine Stimme von dem Schloßhofe zu den auf dem Altan Fragenden hinauf. - Es war eine Donnerbotschaft. Die Matrosen!

Schon lange hatte Mißvergnügen unter den Matrosen in Kopenhagen geherrscht. Struensee's Einrichtungen trugen nicht dazu bei, es zu vermindern, denn die Einschränkung der Festtage erbitterte die Zimmerleute des Holms. Der mißglückte Zug nach Algier sollte vergütet werden durch einen neuen, und dazu bedurfte es mehr Schiffe, von denen einige ausgerüstet, andere gebaut werden sollten. Auf dem Holm herrschte große Thätigkeit, die Arbeit ward mit Strenge betrieben, dreihundert norwegische Matrosen waren angekommen, um auf der Flotte Dienste zu thun. Aber es ging eine Woche nach der andern hin, ohne daß sie ihre Löhnung ausbezahlt

erhielten, und da sie endlich sechs Wochen ohne Sold hingebracht hatten, beschlossen sie, sich ihren Lohn entweder zu verschaffen oder Rache zu nehmen. Sie verließen die Hauptstadt und strömten nach Hirschholm hinaus. Alle mißvergnügten Zimmerleute und Matrosen schlossen sich an die dreiste Schaar; sie wuchs auf dem drei Meilen langen Wege wie eine Lawine, die Alles mit sich reißt, und als dieser Schwarm plötzlich hinter dem Schloßgarten hervorstürzte, wo er seine Ankunft bis dahin den Schloßbewohnern verborgen hatte, war er zu einem Heer von mehreren Tausenden angewachsen, die in Schweiß und Staub badeten, erhitzt von Getränk und Leidenschaft, mehr ähnlich einem Haufen Cannibalen als Unterthanen, die ihrem Könige ihre Klagen vortragen wollen.

„Es sind die Matrosen, die den Aufruhr machen!" wiederholten mehrere Stimmen. „Es sind mehr als hunderttausend Matrosen!" riefen Andere.

Ein anhaltendes Donnern am Schloßthor und der Ruf, den hundert und aber hundert rauhe Stimmen wiederholten: „Wir wollen mit dem Könige sprechen! Wir wollen den König sehen! Wir wollen mit unserm Vater sprechen!" bekräftigte hinreichend die Wahrheit dieser schrecklichen Botschaft, und in einem Nu war der Altan leer. Ein schmetternder Appel scholl durch die Luft, es war der Trompeter von der Caserne, der die zerstreuten Soldaten des „fliegenden Corps" zusammenberief. Er klang in die Ohren der Erschrockenen wie die Posaune des jüngsten Tages. Ein dröhnendes Hurra von den Matrosen beantwortete dieß Signal; eine einzelne

Stimme rief laut: „Es lebe der König!“ und nun folgte ein mehrmals wiederholtes Hurra, das die Luft erschütterte und klirrend gegen die Fensterscheiben des Schlosses schlug. Aber dieser furchtbare Ruf durchbebte alle Schloßbewohner mit Grausen, denn sie hörten nicht die loyalen Worte desselben.

In dem großen Saale bildeten sich die verschiedensten Gruppen. Der alte Graf Saint-Germain näherte sich dem Könige mit raschem Schritt und sagte, indem er auf seinen Degen schlug: „Mein Blut gehört Ihrer Majestät, ich hoffe, daß Sie mir es gnädigst erlauben werden, es für Sie zu vergießen. Ich bitte um Ihrer Majestät Erlaubniß, das Commando zu übernehmen, — es möchte mir wohl zukommen nach meiner früheren Stellung in Ihrer Majestät Dienste, dieß Zutrauen zu verlangen. Ich garantire Ihrer Majestät Sicherheit mit Leben und Blut.“

„Bravo, Herr Graf,“ brach Graf Brandt aus, und warf einen verächtlichen Blick hinaus über die unruhige Menge. „Tractiren Sie mit den Kolben, das wird mehr als hinreichend sein.“

Eine Wehklage mehrerer Damen beantwortete diese kriegerische Rede.

Der König hatte sich von seinem Stuhl erhoben, er warf einen schnellen Blick zur Altanthüre hinaus, ergriff dann die Hand des Grafen Brandt und eilte aus dem Saal. Niemand wußte, ob er sich dem Anblick dieser Unordnung entziehen oder ob er den deutlich ausgesprochenen Wunsch erfüllen und persönlich die Klagen ent-

gegennehmen wollte, die ihm auf eine so unwürdige Weise vorgebracht wurden. Graf Saint-Germain sah dem Könige nach mit einem zweifelnden Blick.

„O, wenn ich mein Regiment hier hätte,“ brach Oberst Held aus, welcher hinter einer Schaar von Damen stand. „Wenn ich mein Regiment hier hätte, das Ihrer Majestät so ergeben ist! Ich wollte diese Banditen angreifen mit den Grenadieren à la tête. Morbleu!“ — Und der Oberst sah ganz martialisch aus bei diesen Worten. Er machte indeß nicht Miene, dem Grafen zu folgen, der dem Könige nachgeeilt war, nachdem er seine Augen im Saale rundum gewandt hatte, wo er nur scheuen und zweifelnden Blicken begegnete.

Die Königin war auf die Bergère zurückgesunken; ihre eine Hand ruhte noch auf dem Kopfe der Dame, die das Gesicht in ihrem Schooße verbarg, mit der andern bedeckte sie ihre Augen. Elisabeth kniete auf dem Schemel, sie hatte die Hand der Dame fahren lassen, ihr Blick war unverwandt auf die Königin gerichtet, sie war todtblaß und faltete unwillkürlich die Hände. Die Geheimeräthin stand aufrecht vor ihrer Herrscherin, ihre Züge waren ernst, aber verriethen Fassung; in ihrer ganzen Haltung war eine ruhige Würde, welche einen scharfen Gegensatz bildete zu der allgemeinen Verwirrung. Mit der einen Hand hatte sie Elisabeths gefaltete Hände ergriffen, um das zu umfassen, was ihr das Theuerste in der Welt war, mit der andern stützte sie sich auf die Bergère der Königin, ihr Blick war unverwandt auf den Haupteingang geheftet, sie stand, als ob sie ihr Schicksal

erwartete und die Königin mit ihrer Person schützen wollte. Graf Rosen war wieder auf den Altan hinausgetreten, von wo er aufmerksam den lärmenden Schwarm betrachtete, der diesen Schrecken verursacht hatte. Generalin Geldern konnte ihre Neugier nicht bekämpfen, sie stand in der Thür hinter dem Grafen mit ihrer Lorgnette in der Hand; aber ihre bleichen Wangen verriethen zur Genüge, daß sie eine furchtsame Zuschauerin war, und nicht den Muth besaß, welchen die anderen Damen an ihr bewunderten. Comtesse Reiffenstein und Graf Pilzonoff hatten einander bedeutungsvolle Blicke zugeworfen. Der Graf trat an eine verschlossene Altanthür, wandte dem Saal den Rücken, und trommelte leise mit den Fingern auf die Scheiben. Die Comtesse näherte sich der Königin mit einer Miene, die die tiefste Betrübniß ausdrücken sollte. Sophus trat ihr in den Weg; sie wollte ihm ausweichen, aber er legte seine Hand auf ihren Arm und sagte: „Comtesse, Sie spielen ein hohes Spiel. Hüten Sie sich, mit Feuer zu spielen! Hüten Sie sich!“

„Zeigen Sie Ihren Muth draußen, mein Herr, und kneifen Sie mir nicht den Arm aus dem Gelenk,“ antwortete die Comtesse mit ruhiger Stimme. Er ließ sie los mit einem erbitterten Blick und eilte nach dem Eingang, wo er mit gezogenem Degen Posto faßte. Mehrere von den jungen Hofcavalieren folgten seinem Beispiel. Bei der hurtigen Bewegung, womit er den Arm der Comtesse losließ, taumelte sie zurück, und sie wäre in den Springbrunnen gefallen, wenn sie der Oberst

nicht in seine liebenden Arme aufgefangen hätte. Die Comtesse warf einen Blick des Hasses im Saale rings um und flüsterte: „Das ist ein wohlthuender Augenblick!" — Der Oberst war eben so wenig gestimmt, dem Gott der Liebe, als dem des Krieges ein Opfer zu bringen; aber diese Situation war allzu verführerisch. Mit schmachtenden Augen drückte er die Hand der Comtesse und flüsterte: „Ein fürchterlich schöner Augenblick, meine Charmante! In der Gefahr vereinigen sich die Seelen."

Die Comtesse sah ihn mit einem Blick an, der zur Genüge verrieth, wie sehr er sie mißverstanden hatte. Dann trat sie zur Bergère der Königin hin, ergriff der knieenden Dame Hand, und wollte sie wegziehen, indem sie mit schmachtender Stimme sagte: „Meine beste Comtesse Thralau oder Demoiselle Rheinberg, ich weiß wirklich nicht, welchen Namen ich Ihnen geben soll, stehen Sie auf, Sie vermehren Ihrer Majestät Leiden in diesen furchtbaren Augenblicken. — O, wie sie lärmen und schreien, die Undankbaren! So können sie es über's Herz bringen, die beste Königin zu erschrecken! — Mein Gott, wie das Ihre Majestät, die verwittwete Königin betrüben wird, diese Schändlichkeit zu erfahren! — Es ist empörend!"

Unter den Rufen, welche durch die offenen Thüren und Fenster hineindrangen, vernahm man deutlich Struensee's Namen. Der Graf hatte den Saal zu Anfang des Tumults verlassen. Mit raschen Schritten eilte er durch die Gemächer, die mit erschrockenen Kammerfrauen

und Lakaien erfüllt waren und erreichte endlich ein Zimmer, dessen verfeinerte Pracht seinen Eigenthümer auf den ersten Blick verrieth. Er zog heftig eine Klingelschnur; ein Diener in einer Livree von grünem Sammet, mit einer Wappenplatte von Gold auf dem Arm, stürzte in das Zimmer. „Laß Johann flugs einen Wagen anspannen, er soll außerhalb des Gartens halten. Wirf Dich auf ein Pferd, das erste das beste, reite den Strand entlang nach Helsingöer und laß gleich ein Seegelboot bereit halten. Aber nicht ein Wort zu irgend Jemand! Hörst Du? Erwarte mich in Helsingöer, laß Alles in Stich, sorge für nichts! Da, zur Erstattung für das, was Du verlieren solltest," — fuhr der Graf fort, indem er ihm eine Börse zuwarf, deren Gewicht, als sie auf den Boden fiel, verrieth, daß sie mit Ducaten gefüllt war. — „Laß Ernst kommen, er soll hier auf mich warten, und zusammenpacken, was mir unentbehrlich ist. Aber er soll zu Niemand davon reden! Ich verlasse mich auf Euch. — Es soll Euer Schade nicht sein. Geh, laß Dich vor Niemand sehn. Ich muß zur Königin zurück. Ich verlasse mich auf Dich, wie auf mich selbst," — fügte er hinzu, indem er die Hand vertraulich auf seine Schulter legte.

Der Graf gab diese Befehle rasch und mit fester Stimme. Der Diener verschwand. Aber als Struensee allein war, warf er sich in den Lehnstuhl, stützte den Kopf mit der Hand, die er vor die Augen hielt, und verrieth deutlich, daß der leichtsinnige Muth, der sein Ministerium charakterisirt hatte, verschwunden war vor

der drohenden Gefahr, grade weil er so leichtsinnig war. Er sah mit verwirrten Blicken umher, er griff gedankenlos nach dem, was ihm am nächsten lag, und warf es wieder weg, indem er mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch horchte, das draußen den langen Corridor hinunterscholl. Alles war einige Augenblicke still, dann erscholl wieder ein Stentorschrei, — er glaubte aus dem wilden Geheul seinen eigenen Namen herauszuhören. Mit unsicherer Hand öffnete er hastig eine geheime Schublade in seinem Secretär, nahm einige Papiere und Kostbarkeiten heraus und eilte wieder zurück zu dem großen Saal.

Noch immer herrschte die erste Verwirrung in der zahlreichen Versammlung. Man lief auf und ab, Einer fragte den Andern, und suchte Trost, wo keiner zu finden war.

„Ach Gott," sagte eine Dame, „welch ein Unglück, daß ich an einem so schrecklichen Tage nach Hirschholm kommen mußte!"

„Und ich danke meinem Gott, daß ich heute hier bin," sagte die Geheimeräthin mit vorwurfsvollem Blicke. „Ich weiß in Wahrheit nicht, wo unser Platz in diesem Augenblicke sein sollte als um der Königin theure Person. Es ziemt sich am besten für uns, daß wir unser Schicksal an den Thron knüpfen, die wir geboren sind, ihn zu umgeben."

Die Würde, die sich in dieser Haltung und in diesen Worten aussprach, wirkte wohlthuend auf die Königin. Sie richtete sich auf im Canapee und sah um sich mit

fragendem Blick; aber jedes Auge, auf das sie traf, sank verlegen hinab; nur Elisabeth erwiederte ihren Blick mit liebender Ergebung, indem sie zugleich nach Sophus hinblickte, der seinen ritterlichen Platz am Eingange fortwährend einnahm.

Struensee hatte sich leise der Bergère der Königin genähert und nahm seinen vorigen Platz ein. Aller Augen richteten sich auf diesen Mann, den seine Stellung so bedeutend machte. Aber Struensees Augen verließen Graf Rosen nicht, der noch immer auf dem Altan stand.

„Mein Gott, Generalin, wie wagen Sie es, der Thür so nahe zu sein," brach eine Dame aus. „Was glauben Sie, daß wir zu erwarten haben? Sie morden uns gewiß, die wilden Menschen. Wir kommen nicht mit dem Leben davon."

Trotz des kritischen Augenblicks konnte die Generalin ihre leichtsinnige Natur nicht verläugnen und ihre Spottlust bekämpfen. Sie warf einen mitleidigen Blick auf die Dame und sagte: „Wir haben das Schlimmste zu erwarten, mein bestes Fräulein. Die am wenigsten schönen von uns werden wahrscheinlich gemordet werden, den hübschesten möchte es noch schlimmer ergehen." —

„O mein Gott, mein Gott! Es wird mir das Leben kosten," brach die Dame weinend aus, indem sie die Hände zusammenschlug.

Ein Hofbediente trat hastig in den Saal. Er sah sich nach Einem um, an den er sein Geschäft ausrichten konnte; aber da er in Zweifel war, wandte er sich an Alle, und brachte mit lauter und deutlicher Stimme

seine Donnerbotschaft vor: „Lieutenant von Eichfeldt läßt unterthänigst melden, daß er das Thor nicht länger halten kann; er fragt, ob er auf die Matrosen schießen lassen soll?"

Diese unverhohlene Frage erregte eine allgemeine Stille. Niemand wollte die Antwort auf sich nehmen. Die Königin erhob sich endlich und brach aus: „Ist hier Niemand, der antworten kann? — Wo ist der König? — Warum antworten Sie nicht, Graf Struensee?" —

Struensee öffnete die Lippen und schloß sie wieder. Die Königin erröthete und wandte sich mit einem mißbilligenden, fast geringachtenden Blick von ihm ab. „Wo ist Graf Saint=Germain — — — Oberst Held? — — —"

Der Oberst trat verlegen einen Schritt vor bei dieser directen Aufforderung und bückte sich sehr tief. Er sah sich nach allen Seiten um, aber da Niemand Lust hatte, ihm dieß Kreuz abzunehmen, stammelte er: „Ich meine alleruntertänigst — — — ein Blutvergießen — — — man wird den Feind irritiren — — —"

„Es ist unverantwortlich, daß hier draußen auf dem Schloß keine Kanonen sind," sagte ein junger Hofjunker zu seinen Nachbarn. „Kanonen machen Respekt. Es müßten auf allen Schlössern Kanonen sein. Was sollen wir mit unsern Pariser Degen ausrichten?"

„Da es durchaus an Artillerie mangelt — — — wie der Herr Hofjunker bemerkt, — — — da mein Regiment nicht zur Stelle ist — — —"

„Sehr wohl, Herr Oberst," sagte die Königin, indem sie sich von ihm wandte. „Was ist Deine Meinung, meine kecke Elisabeth? Ich muß wohl meine Damen um Rath fragen."

Der beinahe leichtsinnige Ton, womit die Königin diese Frage that, paßte wenig zu dem ernsten Augenblick. Elisabeth schlug die Augen nieder. Die Königin bereute, was sie gesagt hatte, und drückte ihr freundlich die Hand.

„Um Gottes Willen, Ihre Majestät," rief die Comtesse Reiffenstein, welche Zeichen gewechselt hatte mit Pilzonoff, der zu dieser Gruppe hingetreten war, „um Gottes Willen, lassen Sie den Befehl zum Schießen geben."

Die Königin wandte sich rasch zur Comtesse und betrachtete sie mit scharfem Blick. „Sie wissen, Comtesse, wie hohen Werth ich sonst auf Ihre Meinung lege," sagte sie mit einer zweideutigen Bewegung der vollen, etwas hervortretenden Unterlippe. „Ich könnte gewiß keine bessere Rathgeberin haben in einem Augenblicke wie dieser. Aber da Wir so ganz uns selbst überlassen sind," fuhr sie mit königlicher Miene und Würde fort, „so wollen Wir auch ausschließend nach Unserm eigenen Willen handeln. Ich verbiete, daß auf meine Unterthanen geschossen werde. Man muß sie zurückhalten, aber ohne Waffen gegen sie zu gebrauchen."

Der Hofbediente bückte sich tief vor der Königin, welche die letzten Worte mit fester Bestimmtheit aussprach, und verließ den Saal.

Graf Pilzonoff hatte sich indessen der Comtesse Thralau genähert. „Bon soir, Mathilde,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, wie jenen Abend auf der Maskerade, und wie jenesmal schauderte die Comtesse bei dem Laute dieser verhaßten Stimme.

„Also nichts Geringeres als ein Aufruhr,“ fuhr der Graf fort, „sollte Sie in einen Kreis zurückführen, dessen erste Zierde Sie sind. Und Sie haben mitten unter uns gelebt, ohne sich uns zu erkennen zu geben, Sie haben keine Barmherzigkeit gehabt mit der Sehnsucht und der Trauer, die Ihr plötzliches Verschwinden uns hinterließ? O Mathilde, warum sind Sie so grausam gegen Ihre Freunde gewesen?“

Der Graf nahm sanft ihre Hand, um sich die Aufmerksamkeit zu erkämpfen, welche die Comtesse seinen einschmeichelnden Worten hartnäckig versagen zu wollen schien. Bei dieser Berührung fuhr sie auf. Ihre Exaltation hatte den höchsten Grad erreicht. „Ja, ich bin es,“ brach sie laut und deutlich aus, indem sie in den Kreis hervortrat, der sie umgab, und welcher bei diesem innerhalb dieser Mauern so ungewöhnlichen Ausbruch scheu zurückwich. „Ich bin es. Betrachten Sie mich nun. Mißhandeln Sie mich — verspotten Sie mich — höhnen und verfolgen Sie mich nur — es ist mir gleichgültig. Ich bin es, die ich vor meinen Feinden geflohen bin, die ich mich verborgen habe, weil ihre Bosheit größer war als meine Kraft, ihnen zu widerstehen. Ich nehme keine Rücksicht mehr, ich fliehe nicht mehr, ich verhärte mich gegen Euren Spott, ich habe kein Gefühl mehr. Nein, Ihr

sollt mich nicht zur Verrätherei zwingen. Fort, fort von mir!" brach sie aus, indem sie eine abwehrende Bewegung mit der Hand gegen den Grafen Pilzonoff machte, welcher erschrocken über ihre Heftigkeit ihr einen Schritt näher getreten war. „Nein, ich fürchte Sie nicht mehr, Ihre Macht über mich ist zu Ende. Die ganze Welt mag es hören, es ist mir gleichgültig," fuhr sie fort und sah mit irrem Blick im Kreise ringsum. „Ich entsage der Welt und ihren Freuden, hier ist mein Platz, hier werde ich Nachsicht und Schonung finden, hier umfasse ich Alles, wofür ich lebe — Gott und die Königin wird mich nicht verlassen, die die Menschen verfolgen."

Mit diesen Worten warf sich die Comtesse zu den Füßen der Königin und umfaßte ihre Kniee.

Diese Scene hatte auf einen Augenblick beinahe die Erinnerung an das verdrängt, was außerhalb dem Schlosse vorging. Die Generalin Geldern und Frau Helmstorff hoben die ohnmächtige Comtesse auf und legten sie auf die Bergère der Königin, Elisabeth kniete ihr zur Seite und hielt ihre Hand. Comtesse Reiffenstein war einen Schritt zurückgetreten und betrachtete sie mit einer Miene, welche tugendhafte Indignation ausdrückte, die anderen Damen sahen mit Neugier nach ihr hin. Der Oberst streckte sich über die Schultern der Damen und sagte zur Comtesse: „Ah, mon Dieu! Das ist die Auflösung des Räthsels. Ja, ich wußte wohl, daß eine Intrigue hinter dem Allen steckte. Ich wußte wohl, daß ich es entdecken würde, — man ist fein, man

hat sich versucht in Intriguen, — man hat Erfahrungen gemacht. Diese Demoiselle Rheinberg ist mir immer eine mysteriöse Person gewesen.“

Die Königin beugte sich über die Comtesse Thralau und sagte: „Meine beste Mathilde, komm zu Dir selbst. Ich werde Dich nicht verlassen. Ich bin Deine aufrichtige Freundin.“

Die Comtesse schlug die Augen nicht auf. Die Königin erhob sich und sagte mit einem schmerzlichen Tone: „So weit ist es gekommen, daß eine Dame am Hofe des Königs von Dänemark nicht mehr Beschützer findet, sondern sich mißhandeln lassen muß.“

Graf Rosen hatte den Altan verlassen bei dem ersten Laute der exaltirten Stimme der Comtesse. Er betrachtete mit Schrecken dieß Bild einer überspannten Begeisterung, die beinahe dem Wahnwitz glich, er hielt die Hand unwillkürlich vor die Augen, als ob er sich dem Anblick der unglücklichen verwirrten Dame entziehen wolle. Bei den letzten Worten der Königin richtete er sich plötzlich in die Höhe, trat rasch in den Kreis, indem eine leichte Röthe seine sonst blassen Wangen färbte, und sagte mit gedämpfter Stimme, doch so, daß es durch den ganzen großen Raum erscholl: „Nein, so weit ist es noch nicht gekommen. Und jede Kränkung, welche dieser Dame widerfährt, widerfährt mir, es ist meine persönliche Sache — ich mache sie unzertrennlich von der der Comtesse Thralau.“

Indem der Graf diese Worte aussprach mit einem schmerzlichen Blick auf die Comtesse, legte er die Hand

fest und hörbar auf das Maltheserkreuz, das seine Brust bedeckte. Und unwillkürlich imponirte dieser Gestus allen Anwesenden noch mehr als seine Worte, und sie betrachteten mit Ehrfurcht das ritterliche Mitglied des Ordens, dessen erste die Beschützung der Frauen, der Verlassenen und Vaterlosen ist.

Graf Struensee hatte während dieser ganzen Scene am Kamin gestanden; er stützte den Ellbogen auf die Marmorplatte, und sein unruhiger Blick schwebte immerfort von der Königin zur Thür, von der Thür zu den Fenstern. Es war ein unmännliches Schwanken und ein Mangel an Kraft in seiner ganzen Haltung in diesen entscheidenden Augenblicken, die eine bittere Karrikatur seiner gewaltsamen Reformen und seines dreisten Umsturzes des Bestehenden waren.

Sophus wich nicht vom Eingang des Saales; er betrachtete sich als einen unentbehrlichen Vorposten; er wollte es keinem Andern überlassen, die Thür zu versperren und die Königin mit dem Degen in der Hand zu vertheidigen, sobald die Gefahr herannahen würde. —

Der Himmel hatte sich indeß aufgeklärt, die Luft abgekühlt, der dichte Schwall von Gewitterwolken war zum Horizont niedergesunken, von wo sie matte Blitze aussandten, die ein fernes, schwaches Donnern begleitete. Die Natur war ruhig, aber das Donnerwetter außerhalb des Schlosses rasete noch. Erhitzt von einzelnen dreisten Führern, welche sich in den dichten Schwarm gemischt hatten, wiederholten die Matrosen eifrig ihren Ruf um

Gerechtigkeit: — sie wollten den König sehen! — Sie wollten selbst ihm ihre Klagen vorbringen! — sie würden gemißhandelt! — sie hungerten! — Bisweilen mischte sich Struensee's Name in die Rufe, die eifrig wiederholt wurden, ohne daß Jemand von der ganzen Masse den Muth hatte, einen entscheidenden Schritt gegen das schlechtverwahrte Schloß zu thun. Der breite See, welcher das Schloß von dem Schwarme trennte, imponirte mit seiner ruhigen Fläche, worin die Königsburg ihre majestätischen Formen abspiegelte, jener erhitzten Masse von Söhnen des Meeres, die gewohnt waren, jedem Aufruhr der Oceane zu trotzen. Sie würden ohne Zweifel sich unverrichteter Sache zerstreut haben, wenn sich das Schloßthor nicht plötzlich in seinen Angeln bewegt hätte, geöffnet von einer verrätherischen Hand, welche nicht wünschte, daß dieser Tumult ohne Resultat vorübergehen sollte. Dieß gab das Signal zu allgemeinem Vordrängen, das Thor ward aufgestoßen, die Wache nach kurzem Widerstand zurückgeworfen, die ungeheure Masse füllte rufend und schreiend den Schloßhof und vertheilte sich nach allen Seiten, so daß sie das Schloß umgab, das wie eine hervorragende Klippe mitten in dieser Brandung lag.

Die getheilten Interessen der Schloßbewohner vereinigte das allgemeine Entsetzen wieder. Noch hatte kein Matrose gewagt, die Schloßtreppe zu betreten, eine scheue Ehrfurcht fesselte ihre Füße, sie standen still unten an der großen Steintreppe und verlangten wieder mit lautem Ruf, den König zu sehen. Eine einzige Reihe von Gar-

disten versperrte noch die Flügelthüren zur großen Vestibüle, die mit erschrockenen Lakaien und Hofbedienten erfüllt war.

In dem großen Saale begegnete man nur blassen und verstörten Gesichtern, wohin man nur sah. Das blasseste von allen war vielleicht Struensee's; er sah ein, daß der günstige Augenblick zur Flucht versäumt war durch ein unbestimmtes Schwanken. Diese Ueberzeugung gab ihm die Besinnung zurück und färbte seine Wangen. Die Königin blickte ihn an und sagte: „Wo ist der König? — Sie verlangen ja den König zu sehen. — Warum säumt man, es dem Könige zu sagen?"

„Ihre Majestät," antwortete Struensee mit deutlicher Stimme, indem er sich aus seiner bisherigen Stellung erhob und mit raschen Schritten sich dem Ausgang näherte: „Ich werde mit dem Könige sprechen."

Die Königin sah ihm mit bekümmertem Blick nach und sagte: „Will Niemand mit diesen verleiteten Menschen sprechen und ihre Wünsche anhören? Widerstand wird hier sehr unnütz sein. Graf Rosen," fuhr die Königin fort, als der Graf rasch aus dem Kreise trat, „ich lege mein und Aller Schicksal in Ihre Hände. Gehen Sie und Gott sei mit Ihnen! Sie sind der erste Ritter, Herr Graf, dem ich innerhalb Dänemarks Grenzen begegnet bin." — Aber als ob sie schnell diese Unbilligkeit bereute, wozu ihre Heftigkeit sie hingerissen hatte, fügte sie hinzu: „Mein ritterlicher Norden, gehen Sie und begleiten Sie den Grafen. Sie werden mir nützlicher sein an seiner Seite, als an der meinigen."

Sophus verneigte sich tief vor der Königin und folgte dem Grafen. Einige von den Herren wollten den Eingang schließen, aber die Königin verbot es. „Alle Thüren sollen offen stehen,“ sagte sie, „Niemand soll sagen, daß die Königin von Dänemark sich im Schlupfwinkel versteckt hat. Eine Prinzessin von Großbritannien läßt sich eben so wenig von Brutalität, wie von Verrätherei imponiren, Herr Graf,“ fuhr sie fort, indem sie sich an den Grafen Pilzonoff wandte. „Wenn Sie Ihrer Kaiserin melden, daß Sie hier Zeuge eines Pöbelauflaufs waren, so vergessen Sie nicht hinzuzufügen, daß Wir uns nicht haben davon schrecken lassen. Wir wissen, wer diese armen unwissenden Menschen verleitet. Aber wehe dem, der schuld ist an diesem Aergerniß,“ fügte sie hinzu mit einem Blick ringsum, als ob ihr Auge einen bestimmten Gegenstand ihres Unwillens suchte. — Der Graf verneigte sich mit einem diplomatischen Lächeln. —

Elisabeth hatte unbemerkt zugleich mit Sophus den Saal verlassen. Durch die Gemächer und Corridore erreichte sie einen leeren Saal, welcher zum Ausgang führte, noch ehe Graf Rosen und Sophus ihn verlassen hatten. Ohne den Grafen zu beachten, flog sie durch den Saal und hielt ihren Geliebten auf.

„Sophus!“ brach sie aus mit einer Stimme, welche die Angst beinahe unkenntlich gemacht hatte. „Um des himmlischen Gottes Willen! Schone Dich! Denke an meine Qual!“

Elisabeth stützte sich auf seinen Arm, ihre Wangen waren blaß, ihr Blick hing unverwandt an dem seinigen.

Sophus senkte die Augen und sagte halblaut: „Mein Fräulein! Seien Sie unbekümmert — — — Theure Elisabeth,“ fuhr er fort, „weßhalb wollen wir meinem väterlichen Freunde etwas verbergen? Ja, Herr Graf, für die Königin und für Elisabeth kämpfe ich in diesem Augenblick. Das Bewußtsein, von Dir geliebt zu werden, Elisabeth, wird meinen Arm stark machen. Fürchte nichts, meine Geliebte!“

Der alte Graf betrachtete das junge Paar mit wehmüthigem Lächeln. Er ließ Nordens Arm fahren, den er unwillkürlich ergriffen hatte und sagte: „Bleibe bei Elisabeth, Sophus, Deine ungezähmte Heftigkeit würde mir bei den jetzigen Umständen nur wenig frommen.“

„O Sophus, höre auf den Grafen — — bleibe bei mir — — ich sterbe vor Angst, wenn Du mich verlässest — — —“

Elisabeth hatte seine Hand ergriffen und hielt sie fest in ihren beiden, indem sie ihre Augen mit dem Ausdruck der höchsten Angst auf ihn heftete. Sophus strebte sich loszumachen mit sanfter Macht. Der Graf winkte, daß er zurückbleiben solle, und näherte sich schon der Thür. Da stürzte Lisette hastig in den Saal, ergriff Elisabeths und Nordens Hände und riß sie mit Heftigkeit von einander. Ihr Blick war wild, jeder Zug in ihrem Gesichte trug Spuren von der Leidenschaftlichkeit, welche sie beherrschte.

„Lassen Sie ihn los,“ rief sie laut, „lassen Sie ihn los, lassen Sie ihn seine Pflicht erfüllen! Gehen Sie, worauf warten Sie? Hier ist keine Zeit zu verlieren.

Wollen Sie bleiben, bis es zu spät ist? — Gehen Sie," wiederholte sie mit gedämpfter Stimme, indem sie Elisabeths Hand fahren ließ, und ihre Augen und ihr erröthendes Gesicht mit ihren beiden Händen bedeckte. „Wenn Sie so lieben, müssen Sie auch nicht mindere Stärke haben zu ertragen — — — Sie sind reich, selbst wenn Sie ihn verlieren. Schämen Sie sich, daß eine Arme Sie lehren muß, Ihren Reichthum anzuwenden. Ist unser eigenes Glück denn das Höchste in der Welt?"

Elisabeth hatte ihre thränenvollen Augen im Taschentuche verborgen. Bei diesen Worten erhob sie ihr Haupt und betrachtete die hübsche Lisette mit eifersüchtigem Blick. Lisette sah auch empor, ihre Augen begegneten sich und eine Purpurröthe überzog beide bisher blasse Gesichter. Sophus stand zwischen ihnen, ihre Augen suchten die seinen, aber ohne ihnen zu begegnen. Graf Rosen war stehen geblieben, er erkannte in diesem Augenblick die Gefühle, die sich in diesen drei Herzen bewegten. Er ergriff Nordens Arm und sagte: „Komm, hier ist keine Zeit zu verlieren. Stecke den Degen in die Scheide, wir wollen nicht kämpfen, wir wollen die erhitzten Gemüther beruhigen."

Sophus unterstützte Elisabeth, die beinahe umsank, drückte sie in seinen Armen und sagte: „Lisette, Ihrer schwesterlichen Liebe übergebe ich Elisabeth. Trösten Sie sie, und flößen Sie ihr die Stärke ein, die Sie besitzen. Ich kann sie in keine lieberen Hände geben als in die Ihrigen."

Rosen trat rasch zu Lisetten hin und sagte: „Nehmen Sie eines alten Mannes Segen, mein Kind. Und

glauben Sie mir, jede fromme Entsagung empfängt ihren Lohn von der Vorsehung. Gott wird auch Ihnen Ersatz verleihen." — Darauf zog er Sophus rasch mit sich fort.

Des Grafen freundliche Worte hatten plötzlich das Eis geschmolzen, das Lisettens Seele umgab. Sie unterstützte die schwankende Elisabeth mit freundlicher Sorgfalt, indem sie sagte: „Kommen Sie, Fräulein, lassen Sie uns unsre Pflicht erfüllen! Unser Platz ist nicht hier, er ist bei der Königin. Glauben Sie, der Himmel wird es nicht zulassen, daß Sie den Ihnen so Theuern verlieren. Sie sind zum Glücke geschaffen."

Elisabeth erhob langsam den Kopf von ihrer Schulter. Als sie Lisettens blasses Gesicht und dunkle, mit großen Thränen gefüllte Augen sah, fiel sie ihr um den Hals und küßte sie.

„Lisette, Du tröstest mich so freundlich; wenn ich Dich nicht hätte, müßte ich verzweifeln."

Lisette hatte ihre Umarmung erwiedert. Aber als ob sie plötzlich sich verlegen fühlte über das, was sie gethan hatte, sagte sie, indem sie einen Schritt zurücktrat: „Kommen Sie, Fräulein, lassen Sie uns zur Königin gehn! Ihre Majestät könnte Sie vermissen, — nach mir wird sie wohl nicht fragen, aber ich kann sie doch nicht verlassen in einem Augenblick, wie dieser. Mein Herz hat auch seine Forderung," fügte sie kaum hörbar hinzu.

Elisabeth hatte nicht bemerkt, was in Lisettens Seele vorgegangen war, ihre Gedanken waren ausschließend bei Sophus. Sie hatte es deswegen nicht darauf angelegt,

sie von diesem niederdrückenden Gefühl ihrer Niedrigkeit zu erheben, als sie sagte: „Ja, in diesem Augenblick müssen Sie um die Königin sein, welche Sie am höchsten lieben. Du hast Recht, sie könnte uns vermissen. Gott erhöre unsre Bitte, wo sie auch aufsteigt. Wir wollen Beide für sie beten, die wir sie so lieb haben."

Elisabeth stützte sich auf Lisetten, und Beide betraten wieder den großen Saal, wo man in der allgemeinen Verwirrung Elisabeths Abwesenheit nicht bemerkt hatte. Alle waren noch voll Erwartung dessen, was geschehen würde. Aller Augen waren auf den großen Eingang gerichtet, der Eine fürchtete den Andern anzusehen. Die Königin hatte der Comtesse Reiffenstein und dem Grafen Pilzonoff den Rücken zugewandt. Die Comtesse sah nach der Königin mit haßerfülltem Blick; der russische Gesandte sah ärgerlich aus; es verdroß und demüthigte ihn gleichsam, daß die Königin so viel Ruhe zeigte mitten in der allgemeinen Verwirrung. Sie hatte wieder ihren vorigen Platz auf dem Canapee eingenommen mit einer Würde, als ob sie erwartete — — — nicht eine Schaar aufrührerischer Matrosen, die mit gewaffneter Hand ihre Klagen über ungerechte Behandlung vorbringen wollten, — sondern einen demüthigen Hof, der ihr seine Huldigung darbringen sollte. —

Graf Rosen und Sophus traten zu rechter Zeit in die Vestibüle hinaus. Die Gardisten waren nicht mehr im Stande, die andrängende Masse zurückzuhalten, welche dieser Aufenthalt noch dreister machte. Die Gewehre waren schon gefällt, Piken und Aexte gegen sie erhoben,

die gemeinschaftliche Sprache war das letzte Band, das noch das Blutvergießen aufhielt in diesem Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft. Gardisten und Matrosen waren Norweger. Da trat Graf Rosen auf die oberste Stufe der Marmortreppe, begleitet von Sophus. Die Gardisten machten ihm Platz, die Matrosen wichen ehrerbietig zurück vor dem graulockigen Mann, der unter sie trat mit einem Vertrauen und einer Würde, als ob ein höherer Schutz ihn unverletzlich mache. Plötzlich ward Alles still, die Nächststehenden senkten ihre Waffen und nahmen den Hut ab. Der Graf betrachtete den Haufen einen Augenblick mit sanfter Ruhe und sagte dann: „Was wollt Ihr, Kinder? Was bewegt Euch, in solcher Anzahl in die Wohnung des Königs zu kommen und seine Ruhe zu stören? Was ist Euer Wunsch?"

Der Graf hätte lange fortsprechen können, Niemand würde es gewagt haben, ihn zu unterbrechen. Aber da er schwieg, ließen sich Stimmen zu Tausenden hören. „Wir haben keine Löhnung bekommen! — Wir leiden Noth! — Wir haben nichts zu leben! — Wir müssen hungern! — Wir verlangen Gerechtigkeit! — Der König ist unser Vater! — Wir haben Sold zu Gute für sechs Wochen! — Wir wollen den König sehen! — Wir wollen selbst mit dem Könige sprechen! — Die Anderen sagen ihm nicht die Wahrheit! — Wir wollen selbst sie dem Könige sagen!"

Und unter diesen Rufen hörte man einzelne Stimmen, die Verhöhnungen ausstießen gegen ihre eigenen Officiere, gegen des Königs Umgebung, und besonders gegen den

Grafen Struensee. Aber diese einzelnen haßerfüllten Persönlichkeiten konnten sich in den allgemeinen Rufen nicht geltend machen, sie verschwanden vor der gemeinsamen Sache, und wurden übertäubt von dem Hungergeschrei, der so übereinstimmend war.

Der Graf erhob seinen Hut und gab das Zeichen der Stille, die nur allmälig hergestellt werden konnte. „Ihr habt einen falschen Weg eingeschlagen mit Euren Klagen, Kinder, Ihr solltet sie bei der Admiralität anbringen und nicht in der Behausung des Königs," sagte er mit starker Stimme. „Des Königs Wohnung ist heilig, und Ihr beleidigt den König dadurch, daß Ihr so in sein Schloß stürmt. Aber so wie der König ein gerechter Herr ist, der Eure Sache untersuchen und Jedem Recht und Gerechtigkeit geben wird, so ist er auch ein milder Herr, der mit dem von Euch begangenen Fehler Nachsicht haben wird, weil Ihr es nicht besser wußtet."

„Wir wußten es besser!" rief eine einzelne Stimme.

„Der König bekommt die Sache nicht zu wissen, wie sie ist, sie lügen ihm etwas vor!" riefen mehrere Stimmen.

„Wir wollen selbst mit dem König sprechen! Der König ist unser Vater!" riefen Viele, und nun ward dieser Schrei unzählige Male von unzähligen Stimmen wiederholt.

Der Graf trat rasch einen Schritt vor, so daß er zu äußerst an der breiten Stufe der Marmortreppe stand. Bei dieser Bewegung entstand plötzlich eine allgemeine Stille.

„Meine Freunde," sagte er mit lauter und deutlicher Stimme: „Laßt Euch nicht von denen verleiten, die

nicht Euer wahres Bestes wollen! Denket daran, daß Ihr im Hause des Königs steht. Den Hut ab! — und jeder brave Mann rufe mit mir: Es lebe der König!"

Alle Hüte flogen wie auf einen Zauberschlag ab, selbst diejenigen, welche eben die Stimmen erhoben hatten, um den Unwillen zur Gewaltthätigkeit zu erhitzen, wagten es nicht, den Hut aufzubehalten. Man sah nur entblößte Häupter und ein gewaltiger Hurraruf erschütterte die Luft.

Graf Saint-Germain und einige Herren traten auch hinaus auf die große Treppe und nahmen Theil an dem Ruf, indem sie die Hüte schwenkten. Ein Herr rief: „Stille — in Königs Namen! — Der König will Eure Klagen untersuchen lassen. Der König will Jedem das Recht geben, das ihm zukommt. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß Ihr bekommen sollt, was Ihr zugute habt."

Da entstand eine Pause. Die Matrosen betrachteten einander mit fragendem Blick unter leisem Murmeln. Diesen Augenblick benutzte Graf Rosen, um seine Stimme wieder zu erheben. „Wenn Ihr den König gesehen habt, Kinder, so geht ruhig nach Hause und begeht keinen Unfug unterweges, womit Ihr die Gnade Eures Königs verscherzen würdet. Der König will Euch sehen, er wird es Euch selbst sagen. Es lebe der König!"

Der Graf schwenkte den Hut und zeigte nach dem Altan. Aller Augen folgten der gegebenen Richtung.

In dem großen Saale war die Stille plötzlich durch eilfertige Schritte unterbrochen worden. Graf Brandt

führte den König an der Hand, sie näherten sich dem Altan, begleitet von mehreren Herren. In des Grafen Gesicht zeigte sich eine kecke Bestimmtheit, aber der König schlug die Augen nieder, und man sah seinem Gang ein unverkennbares Widerstreben an, als ob sein schwacher Körper dem stärkeren Willen nicht ganz entsprach. Struensee ging auf der andern Seite des Königs. Aber er blieb innerhalb der Altanthür stehen, vielleicht aus Furcht, daß seine Gegenwart mißfällige Aeußerungen hervorrufen möchte. Da der Graf stehen blieb, hielt sich auch Oberst Held verpflichtet anzuhalten; er blieb einige Schritte hinter der Altanthür zurück und sah sich um mit einer martialischen Miene, wie ein General, der auf einem gefährlichen Posten die Hauptarmee gegen einen Ueberfall im Rücken decken soll.

Der König trat rasch heraus auf den Altan, umgeben von den ihn begleitenden Herren. Bei dem stürmenden Hurraruf, der ihn empfing, machte er eine Bewegung, als ob er zurücktreten wollte, denn jeder starke Laut machte eine unangenehme Wirkung auf seine schwachen Nerven. Als der Graf Brandt dagegen einen Schritt vorwärts that bis an den äußersten Rand des Altans, zog er den König mit sich. Dieser erhob die Hände mehrmals, damit es still werde; aber da der Jubelruf nicht aufhören wollte, grüßte er wiederholentlich und schnell, zog seine Hand rasch aus des Grafen Brandts Hand, und verließ den Altan mit einer Eile, die der Flucht fast gleichsah. Die anderen Herren verließen auch den Altan, Brandt war der letzte. Seine Miene drückte

ein Mißvergnügen aus, das er sich nicht die Mühe gab zu verbergen; er stieß den Grafen Struensee im Vorbeigehen an, als ob er ihn aus einem Traum wecken wollte, und als er die Altanthüre zumachte, geschah es mit einer Gewalt, daß die Fensterscheiben in dem großen Saale klirrend widerhallten.

Der Hurraruf im Schloßhofe dauerte noch fort. Einer von den Hofcavalieren näherte sich der Königin und sagte: „Ihre Majestät werden meine Dreistigkeit verzeihen — wenn Ihre Majestät so gnädig sein wollten, sich auf dem Altan zu zeigen — — —“

Die Königin antwortete lächelnd: „Der König kann sich zeigen, um seines Volkes Huldigung zu empfangen. Eine Königin soll nicht auftreten, um sich applaudiren zu lassen, wie eine Opernheldin. Es ist gegen die Würde unsers Geschlechts, Herr Kammerherr. Hier ist mein Platz, und den werde ich zu behaupten wissen. Ich lasse mich nicht so leicht schrecken, wie man vielleicht geglaubt hat. Jedes Ding hat seine gute Seite. So hat diese kleine Störung mich Manches gelehrt, was ich vorher nicht wußte.“

Indem sie diese Worte sagte, wobei ihr Gesicht einen Ausdruck von Hohn und Trotz angenommen hatte, näherte sie sich dem Könige, welcher beim Schachbret stehen geblieben war. Er stützte die Hand auf den Tisch und ließ die Augen über das unterbrochene Spiel streifen, als ob er ganz vertieft sei in den verschiedenen Stellungen der Schachpuppen. Aber die kleinen Mundbewegungen, womit er jeden neuen Ruf aus dem Schloßhofe begleitete,

zeigten hinreichend, daß sein Geist nicht mit den Gegenständen beschäftigt war, auf welche seine Augen sich unverwandt hinrichteten. Die Königin ergriff seine Hand. Bei dieser unerwarteten Berührung machte er eine unfreiwillige Bewegung mit der andern Hand, wobei er das Schachspiel umstieß. Gleichsam als ob der Fall der Puppen den Zauber auflöste, der des Königs Augen darauf geheftet hatte, richtete er sich auf und sah die Königin mit einem scheuen Blick an, der anfangs ein Ausdruck seiner nervösen Reizbarkeit war, aber bald in eine freundliche Unterwerfung unter den Willen eines Stärkern überging. Die Königin stieß einen unwillkürlichen Seufzer aus. Als sie mitten im Saale stand mit ihrem königlichen Gemahl an der Hand, bildeten sie eine Gruppe des grellsten Contrastes. Der Königin hohe, schlanke, volle und kräftige Gestalt im blühenden Frühling der Jugend hatte etwas Ehrfurcht Gebietendes, das der kleinen, zusammengebogenen, magern und kraftlosen Figur des Königs gänzlich mangelte. Diese gab ihm ein Alter, das weit über seinen Jahren war, ohne ihm doch die Würde zu verleihen, welche das wirkliche höhere Alter begleitet. Es war der schwache, biegsame Hollunder, der seine morschen Zweige mit ihren schweren, melancholischen Blättern an die schlanke, stolze Buche lehnte, deren lebhaftes lichtgrünes Farbenspiel ein Zeuge des kraftvollen Markes war, das sich durch alle ihre Aeste verbreitete. Und diesen Contrast, der sich Jedem in diesem Augenblick aufdrängen mußte, hoben die Worte der Königin noch mehr hervor, indem sie sagte: „Wir

wünschen allein zu sein. Wir bitten die Anwesenden, den Abwesenden unsern Dank zu bringen, daß sie uns bei dieser Verwirrung Beistand geleistet haben."

Die Königin sagte diese Worte mit einem Lächeln, das kein Compliment für die Anwesenden enthielt. Darauf fuhr sie fort: „Es wird dem Könige und mir lieb sein, wenn diejenigen, welche des Königs Befehle auszuführen haben, hieraus eine Lehre ziehen. Man soll unseren Unterthanen die Gerechtigkeit gewähren, die ihnen zukommt. Wir möchten es verstehen, die in Zucht zu halten, die es für gut halten, im Trüben zu fischen."

Die letzten Worte wiederholte die Königin französisch; sie wollte, daß Jeder sie hören und verstehen solle. Der abwechselnd wehmüthige und satirische Ausdruck, den ihr Gesicht allmählig angenommen hatte, wich einem entschiedenen Unwillen gegen ihre Feinde, der ihrer Haltung etwas Trotzendes und Herausforderndes auf Kosten der Weiblichkeit mittheilte. Sie beugte das Haupt zu einem Gruß beinahe mehr nach hinten, als nach vorn, und verließ den Saal mit dem König, der mehrere Male nach allen Seiten grüßte.

Der Saal war bald leer. Der Springbrunnen plätscherte deutlich und einförmig in dem großen Raume, der eben von so vielen Stimmen widergehallt hatte, die Karyatiden trugen ihre Bürde mit erhobenen Armen und gesenktem Blick — diese leblosen Figuren und das ewigbewegliche Element hatten etwas Spukhaftes in dem verlassenen Saale, dessen öde Leere jeden von außen eindringenden Laut widerhallte. Graf Rosen und Sophus

verließen erst die Treppe, als sich der Schwarm zerstreut hatte. Singend und jubelnd zogen die Matrosen zurück nach Kopenhagen. Der Mond ging auf, sein ruhiger Glanz spiegelte sich im See und spielte mit dem klaren Bilde des prachtvollen Schlosses, dessen Umrisse deutlich hervortraten gegen den dunkeln Hintergrund der dichten Baumgruppen des Gartens. Alles war ein Bild der Pracht, Ruhe und Sicherheit; die Stille ward nur von den einförmigen Schritten der Schildwache unterbrochen, und nur hin und wieder drängte sich durch die stille Luft, gleichsam die letzten schwachen Bebungen in der Windstille, die auf einen Orkan folgt, ein einzelner ferner Laut der Freudenrufe der heimziehenden Schaaren. Auch der letzte hinsterbende Laut verlor sich allmählig, nichts Aeußeres erinnerte mehr an den bewegten Tag, Alles war zurückgekehrt zur gewohnten Sicherheit, die Hofbedienten hatten ihr Selbstvertrauen wieder gewonnen, sie prahlten sämmtlich mit ihrem Muthe und mit ihrer Ergebenheit. Aber in manchen Herzen klang noch lange ein Widerhall von den Begebenheiten des Tages, und die verschiedensten Gefühle bewegten die verschiedenen Gemüther in dieser mondhellen, reizenden, ruhigen — und doch schlaflosen Nacht. Von allen den Personen, welche an diesem Tage im Rittersaale zugegen gewesen waren, gab es vielleicht nur Einen, der ruhig und sanft schlief, und das war der König.

Während die oben erzählten Begebenheiten nur einen vorübergehenden Eindruck machten auf die meisten von denen, welche diese Vorboten eines nahenden Sturmes vernahmen, hatten sie eine tiefe Wirkung zurückgelassen in dem beinahe kindlichen Gemüth, womit Sophus bisher nur für seine Liebe und für seine Ergebenheit gelebt hatte. Sein Vertrauen war geschwächt, er beobachtete seine Umgebungen mit argwöhnischem Blick, er sah überall Verstellung, wo er zuvor Offenherzigkeit gesehen hatte. Die Politik hatte sich mit Macht in sein Leben gedrängt, sie hatte ihn umgarnt mit einem Netze von arglistigen Ränken. Hofcavaliere sind nie für Politik sehr empfänglich gewesen, und ein junger Hofcavalier jener Zeit war es noch weniger; deshalb entdeckte Sophus nicht die politischen Strömungen, welche durch diese Begebenheiten wogten und sie fortführten, er bemerkte nur die persönlichen Intriguen, die auf der Oberfläche Blasen trieben. Aber dieser Mangel an Uebersicht über seine Zeit und deren Forderungen machte sich geltend in dem beängstigenden Gefühl, das jede Unkunde begleitet. Sophus fühlte seinen Sinn niedergedrückt von schwarzen Ahnungen, denen er keine Richtung zu geben wußte, ihm war zu Muthe wie einem Kranken, der sich selbst überlassen ist, ohne zu wissen, wo die Krankheit, die eine so tödtliche Mattheit mit sich führt, ihren Sitz hat. Es machte einen unheimlichen Eindruck auf ihn, zu sehen, daß Alles seinen gewöhnlichen Gang ging, als ob die Ruhe keinen Augenblick unterbrochen worden wäre; es war ihm oft nicht möglich, theilzunehmen an der allgemeinen Freude,

und mitten unter dem Jubel und der Lust glaubte er ein dunkeles Gespenst zu sehen, das mit drohenden Geberden warnend durch den lärmenden Schwarm hinschritt. Und oft kam es ihm vor, als ob diese Ahnungen die ganze Versammlung auf einen Augenblick mit einer Gewalt ergriffen, die zu mächtig war, um sich abweisen zu lassen. Aber solche Momente waren rasch vorübereilend und wurden stets von verdoppelter Freude abgelöst.

Während die eine Partei ihre Ahnungen im Getümmel von Zerstreuungen übertäubte, arbeitete die andre in der Stille, und grub schon an der Mine, welche die Leichtsinnigen in die Luft sprengen sollte. Nur einzelnes hohles unterirdisches Dröhnen erinnerte sie bisweilen an eine Wirksamkeit, die sie gern abläugnen wollten; aber dieß Dröhnen erstarb bald im Jubel, der jeden ihrer Schritte begleitete.

Die verschiedenen königlichen Herrschaften hatten ihre Sommerresidenzen verlassen. Die Tante des Königs war von Charlottenlund und die verwittwete Königin mit ihrem Sohne von Friedensburg nach Christiansburg gezogen. Der König und die Königin hatten Hirschholm gegen das Ende des Novembers verlassen, als schon der erste Schnee gefallen war. Vor der Abreise war Graf Brandt zum Grand-maître de la garderobe ernannt worden. Der Hof war jedoch nicht nach der Hauptstadt gezogen, sondern residirte auf Friederichsbergschloß unweit Kopenhagen, dem Hange nach Veränderung zufolge, der jede von den Bewegungen dieses üppigen Hofs leitete.

— „Es ist heute Sonnabend," sagte der alte Calais, „so kann man sich wohl eine kleine Freiheit nehmen, wenn man die ganze Woche fleißig gearbeitet hat. Und es ist ja der siebente December," fuhr er fort, mit dem Kalender in der Hand. „Das ist ja der Base Geburtstag. So muß ich ihr ein kleines Vergnügen machen, da Lisette heute nicht bei uns sein kann. Gott beschütze und bewahre sie! Wir beiden Alten wollen denn auf die Gemeindewiese hinausgehn und die Falkenjagd ansehn."

Und Calais nahm seine Schwester unter den Arm und ging auf die Nordergemeinweide hinaus, wo der Hof eine große Falkenjagd anstellte. Es war schönes Winterwetter, ein dünner Schneeteppich bedeckte die Trift und ein klarer Frost hatte die wolkenfreie Luft gereinigt. Das große Dreieck wimmelte von Zuschauern, welche der Falkenjagd beiwohnen wollten. Jäger in ihren neuen Jagduniformen von karmoisinrothem Sammet mit dem Waldhorn über den Schultern ritten auf und ab, die Falkoniere hielten unbeweglich auf ihren Pferden, die linke Hand lenkte die Zügel, auf der erhobenen rechten Hand, welche mit einem ungeheuren Handschuh gegen des Falken scharfen Schnabel gesichert war, saß der abgerichtete Raubvogel und warf seine klugen Augen unter einer halbdurchsichtigen Haube auf die gaffende Menge, während eine feine Seidenschnur ihn an des Falkenmeisters Arm band. Neben jedem Falkonier stand sein Bursche. Ueber den Schultern trug er breite Bänder, worin ein viereckiger, länglicher Rahmen hing, der ihm bis an die Kniee reichte. Auf diesem beweglichen Standorte saßen mehrere

Falken, welche erst später gebraucht werden sollten. Es war nicht sowohl die Fessel am Fuß, die sie nöthigte, unbeweglich zu sitzen, wie die undurchsichtige Haube, die über der Vögel Kopf gezogen war und sie in dunkle Nacht hüllte. Diese Falkenhauben, wie sie genannt wurden, waren mit kleinen Goldquasten geschmückt, welche den stolzen Vögeln ein geputztes Ansehen gaben auf Kosten der verlorenen Freiheit.

Der König, die Königin, Struensee, Brandt und ein zahlreiches Gefolge von Damen und Herren kamen in einem prachtvollen Aufzuge angeritten. Es war das letzte Mal, daß Falkenjagd in Dänemark gehalten wurde; dieß festliche Vergnügen, das sich unverändert aus dem Mittelalter erhalten hatte, paßte nicht mehr für die Zeit, und ward deshalb nicht mit der Beobachtung der alten Gebräuche betrieben wie ehemals. Die Falkoniere eilten, die Hauben abzunehmen, und die Falken schwangen sich in die Luft. Die Jagd begann. Die Königin, die jede starke Bewegung liebte, ritt einen weißen Hengst, der in gewaltigen Sprüngen sie über die ausgedehnte, schneebedeckte Fläche trug. Ihre Wangen glühten von Jugend und Kraft, es war ein stolzer Anblick, sie den starken, muthigen Hengst bezwingen und mit den zum Himmel gewandten Augen jeder von den Bewegungen des losgelassenen Vogels folgen zu sehen, wenn er sich in großen Kreisen in der Luft schwang. Nur Struensee, der auch ein dreister Reiter war, vermochte ihr zu folgen; er war ihr unzertrennlicher Begleiter, und diese beiden kräftigen und muthigen Jäger ließen den König und das Gefolge weit hinter sich.

Aber die Jagd war nur kurz; denn die Unbeständigkeit, die sich stets in den Zerstreuungen des Hofes zeigte, machte sich auch heute geltend. Die Königin wollte nach der Jagd eine Tour zu Pferde bis Amager machen. Die Gesellschaft versammelte sich in dem königlichen Zelte, wo Erfrischungen umhergereicht wurden, während ein Musikcorps außerhalb des Zeltes spielte. Dieses sommerliche Fest mitten auf dem schneebedeckten Anger hatte einen ganz eigenen Anstrich. Der Gegenstand des allgemeinen Gespräches war theils die Privataudienz, welche der dänische Gesandte in Paris, Herr von Blome, in Fontainebleau gehabt hatte, wobei er dem Könige von Frankreich neunzehn prächtige isländische Falken als Verehrung von dem Könige von Dänemark überlieferte — theils das Attentat in Warschau auf den König von Polen.

Die Wenigsten von den Anwesenden wußten noch etwas Zuverlässiges von diesem Ereigniß. Graf Rosen, der auch der Falkenjagd beiwohnte und stets wohl unterrichtet war, ward aufgefordert, mitzutheilen, was er wisse. Er erzählte, daß der König von Polen den Abend zugebracht habe bei dem litthauischen Krongroßkanzler Czartorinsky und um halb zehn Uhr nach seinem Palais zurückkehren wollte. Es war weiter Niemand im Wagen bei dem Könige als ein Page und ein Adjutant, seine gewöhnliche Escorte von Uhlanen hatte er nicht mit, nur zwei bewaffnete Heiducken standen hinten auf dem Wagen und ein paar Lakaien mit Fackeln. Als sie an die Ecke der Kapuzinerstraße und Senatorgasse gekommen waren, grade draußen bei dem Palais des Bischofs von

Krakau, wurden sie plötzlich von einem Trupp Conföderirter überfallen unter Anführung eines gewissen Lieutenants Kockzinsky, der zuvor in Diensten des Prinzen Czatorinsky gestanden hatte, jetzt aber Rittmeister bei den Conföderirten war. Sie hielten das Fuhrwerk an und schossen darauf, so daß mehrere Kugeln durch den Wagen schlugen. Der Kutscher und der eine Heiduck wurden gleich niedergehauen, der andre schwer verwundet, der Adjutant und der Page, welche im Wagen saßen, Beide blessirt. Die Verschworenen rissen den König aus dem Wagen und schleppten ihn mit sich. Am Ende der Gasse wartete ein größerer Trupp auf diese sechs Verwegenen, welche den König zwischen zwei Pferde nahmen, und nun gings im Trab dem Zeughause vorbei aus Warschau hinaus neben einer kleinen Stadt hin, Namens Bilano.

In Warschau ward ein großer Auflauf, der König war fort, man wußte nicht, ob er lebte oder todt war, die einzige Spur war sein blutbespritzter Hut, den man einige Schritte von der Stelle fand, wo der Ueberfall stattgefunden hatte. Die Krongarde und die litthauische Garde patrouillirten die ganze Nacht, Pikette wurden nach allen möglichen Richtungen ausgeschickt, aber sie kamen alle unverrichteter Sache zurück.

Inzwischen schleppten die Verschwornen den König fort über Stock und Stein. Aber sie kamen dabei den russischen Vorposten so nahe, daß sie die äußersten Schildwachen einander zurufen hören konnten. Lieutenant Kockzinsky bereute seine Theilnahme an diesem verwegenen

Unternehmen und beschloß, den König zu retten. Er schlug vor, man solle sich theilen, um nicht Aufsehen zu machen und ward so allein gelassen mit dem König und vier Mann zur Bedeckung. Die Anderen theilten sich in verschiedenen Richtungen, um das Terrain zu recognosciren. Bald darauf sandte der Lieutenant auch die vier Soldaten fort, um den Weg aufzusuchen; und als er allein mit dem König war, warf er sich diesem zu Füßen und bat um Gnade. Der König war so edelmüthig, ihm diese Verrätherei gegen seine hohe Person zu verzeihen, und nun führte der Lieutenant seine Majestät durch die unwegsamen Wälder bei Bilano, bis sie nach einem angestrengten Marsche von einigen Stunden eine abseits gelegene Bauernhütte erreichten; der König war nahe daran, aus Mattigkeit und Blutverlust ohnmächtig zu werden. Der Bauer ward nach Warschau geschickt zum General Cocceji, mit einem Zeichen vom Könige und mit dem Befehl, ihn sofort mit einem Detachement seines Regiments abzuholen. Seine Majestät war so kraftlos, daß er in Schlaf sank auf des Bauern ärmlichem Bett. Der General machte sich augenblicklich auf den Weg mit seinem Wegweiser und um vier Uhr Morgens kam der König wieder zurück nach Warschau, wo seine Wunden verbunden wurden. Er hatte einen Säbelhieb und in den Kopf einen Streifschuß bekommen, wodurch ihm die Haare weggenommen und die Haut verbrannt war. Auch hatte er den einen Schuh verloren, als er zwischen den beiden Pferden laufen mußte; er war im Schlamme sitzen geblieben, als sie durch einen

Morast mit ihm wateten. Seine Majestät befindet sich jetzt wohl nach dem überstandenen Schrecken, seine Wunde ist geheilt, und er empfängt täglich Deputationen und Glückwünsche von seinen treuen Unterthanen; in allen Kirchen ist das Te Deum für des Königs Rettung gesungen worden. In der königlich dänischen Kapelle haben die Dissidenten einen feierlichen Gottesdienst gehalten, wozu der dänische Legationsprediger, Magister Schedemantel, ein Gebet verfaßte, das viel Aufsehen machte, indem dieser berühmte Redner Alles, was man bisher von ihm gehört hat, noch übertroffen haben soll.

Dieser Bericht machte einen verschiedenen Eindruck auf die Zuhörer. Die Meisten hörten die Erzählung von diesem Attentat auf die königliche Macht mit stummer Bestürzung an; Graf Brandt betrachtete abwechselnd den König, die Königin und den Erzähler mit einer Miene, in welcher muthige Bestimmtheit herrschte. Als Graf Rosen des Edelmuths gedachte, womit der König von Polen dem Verräther verziehen habe, in dessen Händen er sich wehrlos befand, verzog sich sein Gesicht zu einem spöttischen Lächeln. Struensee schlug die ganze Zeit über den Blick zur Erde. Der König hatte anfangs Graf Rosens umständlichem Bericht mit Aufmerksamkeit zugehört; als aber indem sein großer Hund zu ihm kam, ergriff er ein Stück Braten und ließ den Hund danach springen, indem er es ihm in die Höhe hielt. Es war indeß ein Mißvergnügen in des Königs Miene zu bemerken, welches anzeigte, daß er gleichwohl hörte, was erzählt wurde. Die Königin betrachtete Graf

Rosen unverwandt. Ihr Gesicht, das schon gefärbt war von der starken Bewegung in der Winterluft, erglühte von Zorn über die unwürdige Behandlung, die ein gekröntes Haupt hatte leiden müssen. Bei der Erwähnung des baarhaupten Königs ohne Schuh mitten in einem sumpfigen Brühl zu Fuß zwischen zwei Pferden in einer stürmischen Winternacht runzelte sie die Augenbrauen und sah unmuthig im Kreise der Zuhörer umher, indem sie sagte: „Es ist abscheulich! Frevelhaft! Man hat den König mit empörender Frechheit behandelt. Aber eine solche Behandlung deutet auch auf große Fehler. Es darf nie so weit kommen. Das Leben ist nicht das Höchste. Ein König muß wissen, mit Muth zu sterben. Ein König ohne Muth ist nur ein Schatten — — —"

Sie brach plötzlich ab und sagte mit einer Miene, der sie vergebens einen milderen Anstrich zu geben suchte: „Zu Pferde, zu Pferde! Die Zeit wartet nicht auf uns. Wir wollen noch unsere treuen Amager besuchen."

Die Königin ging rasch und mit festem Schritt aus dem Zelte; die Ruhe war plötzlich unterbrochen, Jeder eilte, sein Pferd zu finden. Aber die Königin saß schon im Sattel und ritt eilends davon, ehe Jemand von dem Gefolge ihr nachkommen konnte. Nicht einmal Struensee war dießmal rasch genug gewesen, um an der Seite Ihrer Majestät zu sein. Erst allmählig eilte die übrige Jagdgesellschaft ihr in vollem Laufe nach, und sie hatte beinahe das Osterthor erreicht, ehe der König und die ganze Suite im Stande war sie einzuholen.

Eine dichte Schaar von Neugierigen hatte sich bei

dem königlichen Zelte versammelt, um den bunten Schwarm der Falkoniere, Jäger und Lakaien zu betrachten, welche es umgaben. Als die Königin sich mit männlicher Raschheit auf das Pferd schwang und fortritt, stand der alte Calais und Base Cordia in der Reihe der ehrerbietigen Zuschauer, welche furchtsam zur Seite wichen vor dem schnaubenden Hengst, der in munteren Sprüngen die junge Königin davon trug über die gefrorene Ebene. Calais bückte sich beinahe zur Erde, und Base Cordia neigte sich so tief, daß sie mehr saß als stand auf dem Anger; aber die Königin sah weder zur Rechten, noch zur Linken, ihr Blick ging gradeaus mit einem Ausdruck von Geringachtung gegen Alles, was sie umgab, der alle weibliche Sanftmuth verscheuchte.

„Jessus, wie die sich verändert hat, seit ich sie ans Land treten sah bei der Zollbude damals, als sie bei uns ankam!" sagte Base Cordia, ganz betroffen, daß ihr tiefer Knix nicht die Aufmerksamkeit der Königin auf sich gezogen hatte.

Und Base Cordia war nicht die Einzige, die diese Bemerkung machte. Die Meisten von den Zuschauern dachten an jene Zeit, wo die Erscheinung der Königin begleitet war von der Bewunderung, welche der weiblichen Anmuth immer zu Theil wird, und welche bei einer Königin doppelt angebetet wird. Welcher Abstand war nicht zwischen der schamhaften, jungfräulichen, reizenden Bescheidenheit, womit sie damals Alle einnahm, und ihrem jetzigen kecken, männlichen, oft hochmüthigen, und noch öfter heftigem Wesen, das sie sich keine Mühe gab

zu verbergen. — Und diese Veränderung hatte Caroline Mathilde über ihre Jahre älter gemacht. Wenn man die feingebaute, leichtschwebende, kaum vollkommen ausgewachsene Sylphide, welche damals Dänemarks Thron bestieg, mit der vollen, kräftigen, stolzen Juno verglich, glaubte man kaum, daß nur fünf Jahre dazwischen lagen, und daß sie erst ein und zwanzig Jahre alt war.

„Gott bewahre Ihre Majestät!" sagte Calais, und bückte sich noch einmal aufs Tiefste, obgleich die Königin schon weit davon war. „Sie muß einen Verdruß gehabt haben, der sie verstimmt hat. Es ist das erste Mal, daß ich nicht einen gnädigen Gruß von der Königin bekommen habe."

„So müßt Ihr glücklicher gewesen sein als andere Leute," sagte sein Nachbar, ein achtbarer Bürger. „Seit einiger Zeit grüßt sie nie mehr, wenn man sich bückt. Eine Höflichkeit ist doch der andern werth, sollte ich meinen, obgleich sie Majestät ist. Nehmt Euch in Acht, da kommt Graf Struensee hergesprengt mit einigen Jägern. Sie reiten, als ob sie die Pferde gestohlen hätten. Sieh, wie sie davon fliegen!"

„Hat er das Pferd nicht gestohlen, so hat er doch das Geld dafür gestohlen," sagte der mißvergnügte Rentenschreiber murmelnd.

„Da fährt sie hin, die wilde Jagd, und nun ist die Lust vorbei," sagte der Politiker. „Nun müssen sie sehen, wie sie andere kostbare Aufzüge ausfindig machen, aber an solchem Fund fehlt es ihnen nicht, das hat keine Noth."

„Es ist doch eine Pracht mit den neuen Jagduniformen," sagte der dicke Bürger, „Karmoisinroth und Goldstickerei auf Sammet, das ist just mein Geschmack. Ich möchte wohl wissen, ob andere Höfe sich jetzt mit unserem messen können. Ich glaube, sie lassen es bleiben."

„Sie sind wohl zu vernünftig dazu," sagte der Politiker. „Sie wissen besser, was Geld werth ist. Hier sollte man glauben, daß es aus der Erde wüchse."

„Da kommt der König nachgehumpelt," sagte ein Andrer. „Wenn nicht Graf Brandt Knie an Knie mit ihm ritte, um ihn fortzubringen, so nähme sich Niemand seiner an. Und er ist doch der Mann für das Ganze."

Die Zuschauer zerstreuten sich allmählig und kritisirten auf dem Heimweg, was sie gesehen hatten; die Meisten waren imponirt von der Pracht dieses Festes; aber es war doch, als ob sie mehr Veneration vor den goldgestickten Kleidern hatten, als vor den Personen, welche sie trugen.

„Mir gefällt nicht die Art, wie die Königin reitet," sagte Base Cordia und schlug die Augen nieder. „Das ist wie eine Bauerfrau, und nicht wie eine Königin. Es sah ganz anders aus, als sie in einem Frauenzimmersattel saß mit dem langen Sammetkleide, das bis zur Erde reichte. Jessus, wie sah sie damals aus, wie eine rechte Majestät!"

„Ja — — aber — — doch — — es ist nun, weil es sicherer ist," sagte der alte Calais, der es ungern aufgab, die Königin zu vertheidigen. „So stark, wie sie reitet, würde sie riskiren, herunter zu fallen und Schaden

zu nehmen, wenn sie auf der Seite des Pferdes säße. Es ist der Sicherheit wegen. Denke nur das Unglück, wenn ihrer Majestät etwas zustieße. Es wäre ja erschrecklich!"

Aber weder für Base Cordia, noch für die anderen Zuhörer war diese Vertheidigung ausreichend. Sie meinten, daß es doch eigentlich nicht nöthig wäre, daß eine Königin so schnell ritte wie eine Stafette. —

Während der Hof in Freude und Jubel auf dem Schlosse zu Friederichsberg residirte, das nur eine halbe Meile von Kopenhagen entfernt ist, wo gleich Cour angesagt worden war für jeden Montag, französische Comödie Dienstags, italienische Oper Sonnabends, — herrschte in der Hauptstadt eine dumpfe Verstimmtheit und eine Unzufriedenheit, welche fast alle Classen angesteckt hatte. Das Gute, was in vielen Verordnungen der Regierung war, ward mißverstanden und verkannt, weil es im Allgemeinen in einer ungünstigen Form ausgeführt wurde. Das kleine „fliegende Corps," womit man so unzufrieden gewesen war, ward aufgehoben und ein zahlreiches Dragonerregiment nach der Stadt berufen, um an dessen Stelle Dienste zu thun. Aber diese Maaßregel veranlaßte eine Umquartierung der Regimenter, welche die Garnison in der Hauptstadt bildeten, und hierbei ward das Regiment des Erbprinzen in eine andre Garnison verlegt, und, wie man sagte, sogar ohne Vorwissen des Erbprinzen. Die kostbare Leibwache war lange Veranlassung zu Klagen gewesen; plötzlich erging der Befehl, die Garde zu Fuß sollte aufgelöst und die fünf Compag=

nien derselben unter die fünf Regimenter vertheilt werden, welche in Kopenhagen in Garnison lagen, so daß jedes von ihnen eine aus der bisherigen Garde gebildete Grenadiercompagnie bekäme. Schon einige Tage munkelte es, daß das Kriegsministerium sich geweigert hatte, Struensee's Cabinetsordre auszuführen und des Königs eigenhändigen Befehl verlangt. Dieser erfolgte. Die Garde ward auf dem Schloßplatz aufgestellt, und die Ordre verlesen; aber die Soldaten weigerten sich zu gehorchen; sie beriefen sich darauf, daß es gegen ihre Capitulation wäre. Es war Weihnachtabend; in allen Häusern bereitete man sich, das Fest zu feiern, aber diese gemüthlichen und friedlichen Vorbereitungen wurden plötzlich durch das Gerücht unterbrochen, das mit Blitzesschnelle sich über die ganze Stadt verbreitete: „die Garde ist in Aufruhr!"

Und es verhielt sich wirklich so. Als man die Soldaten zwingen wollte, die Waffen niederzulegen, erhob sich ein allgemeines Geschrei, das die Luft erschütterte. Sie schwuren, ihre Waffen behalten zu wollen, sie wollten dem Beispiel der Matrosen folgen, sie wollten selbst mit dem Könige sprechen und bei ihm ihre Klagen vorbringen. Ob es nun der Erfolg der Sache der Matrosen war, der sie in Versuchung führte, oder ob es Rädelsführer unter ihnen gab, die andere Absichten hatten, ist schwer zu bestimmen. So viel ist gewiß, daß kurz nach dem Zuge der Matrosen nach Hirschholm diesen ein großes Fest in dem Schloßgarten zu Friederichsberg gegeben worden war, wo unter anderen Feierlichkeiten ein ganzer gebratener

Ochse ihnen preisgegeben wurde, den die Matrosen den Versöhnungsochsen nannten. Mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen setzten sich jetzt die Garden in Bewegung, um nach Friederichsberg zu ziehen; aber es war nicht ein militärischer Marsch in regelmäßiger Ordnung, sie drängten einander, Jeder wollte vor, und das lärmende Geschrei übertäubte beinahe die Janitscharenmusik. Sie nahmen indeß nicht den nächsten Weg durch das Westthor, sondern machten einen weiten Umweg, indem sie die Stadt durchschnitten, um aus dem Nordthore zu ziehen.

Aus allen Fenstern, vor denen dieser wilde Schwarm vorbeikam, schauten ängstliche Gesichter. Dieser plötzliche Schrecken mitten unter den Vorbereitungen zu einem häuslichen Feste erfüllte alle Herzen mit Bangigkeit. Indeß hatte der Commandant einen Officier über Hals und Kopf nach Friederichsberg geschickt, um seinen Beschützer Struensee von dem nahenden Gewitter zu unterrichten. Der Officier begegnete auf dem Rückwege dem Schwarme; er hielt ihn auf, und das königliche Versprechen, daß der Wunsch der Garden befriedigt werden solle, vermochte sie wieder umzukehren zu ihren Kameraden, welche sich indeß in der Schloßwache auf Christiansburg verschanzt hatten.

Hatten die Kopenhagener die Garden mit Schrecken ausziehen sehen, so sah man sie mit noch größerem Schrecken zurückkehren; denn der günstige Erfolg ihres gesetzwidrigen Unternehmens hatte sie schon übermüthig gemacht und sie zogen in die Stadt wie Sieger nach einem Sturme. Ihr Jubeln und Schreien hatte kein Ende;

Alles, was sich in der Stadt fand von Müssiggängern und Pöbel, vereinigte sich mit dem Schwarme und stimmte dasselbe Siegesgeschrei an; der Schloßplatz war kaum groß genug, um sie Alle zu fassen. In den anstoßenden Gassen wurden alle Thüren verschlossen; man versteckte sich in banger Angst und dem Christkinde ward kein Weihnachtslicht angezündet.

Während die Umgegend von Christiansburg von lärmendem Geschrei widerhallte, lag das übrige Kopenhagen in stummer und furchtsamer Erwartung. Desto deutlicher hörte man in den stillen Gassen die schweren abgemessenen Fußtritte der bewaffneten Massen, welche in kurzen Zwischenräumen nach dem Schlosse zogen, ohne die Trommel zu rühren. Von allen Seiten kamen Truppen mit Sturmschritt. Jetzt erschollen klappernde Pferdehufe; es waren die Dragoner. Drei Infanterieregimenter und zwei Schwadronen Cavallerie rückten gegen das Schloß, wo die übermüthigen Garden sich verschanzt hatten, und es keinem Andern erlaubten, sich zu nähern, als ihren eigenen Officieren, die theils ihren Einfluß auf ihre Untergebenen verloren hatten, theils den, welchen sie noch hatten, nicht anwandten, um die Unordnung zu hemmen. Aber nicht einmal diese militärische Macht war im Stande, die Uebermüthigen zu beugen. Die Lage des Schlosses unterstützte ihre Keckheit, indem breite Canäle überall den Schloßholm umgeben, worauf Christiansburg angelegt ist. Die Garden thaten blutigen Widerstand und schlugen jeden Angriff zurück, weil es dabei an Einheit und Kraft fehlte. Geschrei, Trommel-

wirbel, Säbelhiebe und Flintenschüsse feierten den Anfang des Weihnachtsfestes — der Weihnachtsabend war auf einmal politisch geworden. —

„Ach, es ist eine erschreckliche Zeit, in der wir leben! Wie geht es da drüben, Nachbar?“ sagte Calais zu einem Krämer, der schnell durch die Gasse eilte. Der alte Goldschmidt stand in der Thür seines ärmlichen Hauses und sah nachdenklich die leere Gasse entlang, die eine Abtheilung Soldaten, welche durchmarschirten, eben verlassen hatte. Base Cordia stand hinter ihm auf dem Gange und faltete andächtig die Hände.

„Wie sollte es gehen, Nachbar?“ antwortete der Krämer und stand still außer dem Hause. „Wie in Sodom und Gomorrha. Auf die Gottlosigkeit folgt die Strafe.“

„So müßt Ihr nicht sprechen,“ sagte der Goldschmidt. „Ihr seid ein ansässiger Mann; Ihr solltet Euch bedenken und nicht so böse Worte sprechen; es giebt deren genug, die sie sich nahe nehmen in diesen schlimmen Zeiten, das macht kein gutes Blut.“

„Ansässig oder nicht ansässig,“ antwortete der Krämer. „Was hilft es mir, daß ich Bürger bin, wenn man meinen Handel zu Grunde richtet? Alle diese Verbesserungen, die der Teufel geschaffen hat, sie haben mir die Nahrung genommen; und wenn die Krippe leer ist, wird das Pferd unruhig. Meinetwegen mögen sie das verdammte große Haus da drüben umkehren von oben nach unten, mir ist es gleich.“

„Es ist ein Jammer, solche Reden zu hören, Nachbar!“ sagte Calais mit einem Seufzer, der aus Base Cordia widerhallte, welche ihr: „Ach Gott ja!“ hinter ihm ausstieß.

„Ihr habt Arbeit vom Schloß, Meister, und eine Tochter im Dienst des Hofes, Ihr könnt es sacht aushalten,“ antwortete der Krämer. „Aber ich muß vom gemeinen Mann leben. Ihr fragtet mich übrigens, wie es geht. Ja, was soll man davon sagen, daß der König Botschaft an die Garden geschickt hat, aber sie haben sich nicht gütlich fügen wollen, obgleich zweimal Vermittler dagewesen sind zwischen ihnen und dem Schlosse draußen auf Friederichsberg.“

„Vermittler!“ brach der Goldschmidt erschrocken aus. „Sagtet Ihr Vermittler?“

„Das sagte ich, Nachbar, und so ist es auch. Sie müssen wohl selbst einsehen, daß sie ihnen Unrecht gethan haben, da sie mit ihnen um die Versöhnung capituliren. Nun werden sie wohl auch einen gebratenen Ochsen bekommen, wie die Matrosen, als sie es ihnen zu arg machten. Ja, das sind wunderliche Zeiten, das kann man wohl sagen. Aber ich will nach Hause. Jeder muß das Seinige in Acht nehmen, und es ist am besten, sich zu Hause zu halten, wenn sie erst anfangen, mit den Gewehren zu schießen.“

Der Krämer ging weiter. Calais schloß seine Thür mit schwerem Herzen; er und Base Cordia dankten Gott, daß Lisette auf Friederichsberg war und weit von dieser

Gefahr, die noch schlimmer werden konnte. Aber da der alte Mann am nächsten Tag erfuhr, daß der König jedem Gardisten, der nicht Grenadier werden wollte, drei Kronen an Geld, seine volle Uniform und einen eigenhändig unterschriebenen Abschied versprochen hatte, konnte er sich nicht über die zurückgekehrte Ruhe freuen, die durch solche Zugeständnisse erkauft war. — — — „Ei, Herr Calais, müssen wir uns hier begegnen!“ sagte der alte Weinhändler Winkler mit spöttischer Miene zu Lisettens Vater, der aus dem Schloßthor von Christiansburg herauskam eines Morgens früh im Januar, siebzehnhundert und zwei und siebzig. „Ihr seid zeitig bei Hofe gewesen, Nachbar!“

„Bei Hofe bin ich nicht gewesen,“ antwortete Calais mit Sanftmuth. „Ich habe meine Tochter besucht, die im Dienste der Königin ist. Jetzt sehe ich sie nur selten.“

„Und Ihr habt wirklich die Erlaubniß hineinzukommen?“ fuhr Herr Winkler fort. „Ei, ei! Ihr müßt, meiner Treu, etwas gelten, daß Ihr durchkommt, da es doch keinem Andern erlaubt wird.“

„Das wird gewiß Niemandem verboten, der ein ehrliches Geschäft hat,“ sagte Calais.

„Darauf möchte ich es in der That nicht probiren,“ antwortete der Weinhändler, „obwohl ich Lieferant ihrer Majestät der verwittweten Königin bin, und also voll so viel Grund hätte, auf das Schloß zu kommen, wie irgend ein Andrer. Aber seit es auf dem Kriegsfuß ist, thut man am besten, davon zu bleiben.“

Calais antwortete nicht, aber warf einen bekümmerten Blick auf die Dragoner, welche auf und abritten vor dem Schlosse mit gezogenen Säbeln. An allen Eingängen hielten Dragoner, und wo sonst Eine Schildwache stand, sah man jetzt eine doppelte.

„Ich glaubte wirklich nicht, daß der König nach Kopenhagen kommen würde," fuhr der Weinhändler fort. „Und er wäre auch wohl nicht gekommen, wenn sie nicht erst diesen Kerl von Oberst Falkenwolf — — — Falken — — wie heißt er denn nun gleich? mit seinen Dragonern hergeschickt hätten. Das soll ein Teufels Haudegen sein. Auf den glaubt der Doctorgraf sich verlassen zu können. Aber sie kamen doch nicht eher, als bis hier ein höllischer Haufen Kanonen aufgefahren war auf die Wälle, so daß der Wall nun wie eine belagerte Stadt aussieht, denn alle Mündungen gehen nach den Gassen hinaus. Auf den Marktplätzen halten Dragoner, ich sah es erst eben, als ich über den Markt ging. Das ist eine hübsche Behandlung der Bürger, wovon neulich in einer Zeitung zu lesen war, oder wie sie das Ding nennen. Aber Ihr leset vielleicht eben so wenig, als Ihr erzählen hört. Da wißt Ihr auch wohl nicht, daß der Commandant auf dem Zeughause beständig Artilleristen und Kartätschen bei der Hand hat, Nacht und Tag. Ja, Ihr braucht nicht so mit dem Kopf zu schütteln, Ihr könnt gerne glauben, was ich Euch sage, denn ich bin wohl unterrichtet. Es besuchen mich viele von den Leuten ihrer Majestät der verwittweten Königin, und die wissen, wie die Glocken hängen."

„Ihr wißt so gut, wie ich es Euch sagen kann, daß man nicht Alles glauben soll, was bei einem Glase Wein gesagt wird," antwortete Calais.

„Lehrt mich nicht, was ich glauben soll. Wenn Ihr auf das Schloß kommt, und ich draußen bleibe, so weiß ich doch, was ich weiß. Es kann die Zeit kommen, wo die Sache sich umdreht. Wenn man hört, wie es hergeht, und wie sie die Majestät behandeln, so daß er kaum seines Lebens sicher ist unter den Seinigen trotz dem, daß überall drei doppelte Wachen stehen, so muß man sich Allerlei dabei denken, wenn man ein guter Bürger ist. Und diese Furchtsamkeit, die verräth, daß sie ein böses Gewissen haben. Oder ist es nicht etwa so?"

„Furchtsamkeit?" wiederholte Calais. „Ich weiß nicht, was Ihr meint, Herr Winkler."

„Ich meine, Herr Calais, daß es Furchtsamkeit ist, wenn die Leute nicht mehr auf das Schloß kommen dürfen. Ich meine, daß es Furchtsamkeit ist, wenn sie uns verbieten, in den Schloßgängen spazieren zu gehen. Ihr wißt ja so gut wie ich, daß es Mode war, und manche Jahre Mode gewesen ist, Abends in den großen, warmen, erleuchteten Schloßgängen auf und ab zu gehen, wo man immer Bekannte traf. Das ist nun verboten, und die Gänge sind so öde, wie die Welt nach der Sündfluth. Gott besser's, wir brauchen auch eine Sündfluth. Wenn man überall geladene Kanonen und gezogene Säbel sieht, so meine ich, daß das ein Zeichen von Furchtsamkeit ist. Und warum sieht man niemals die

Königlichen und diesen Doctorminister, ohne daß sie eine ganze Armee um sich haben, als ob sie damit in den Krieg ziehen sollten? Seht nun selber, wie Ihr es nennen wollt, da sind sie!"

Das Schloßthor öffnete sich. Zwei große Wagen mit königlichen Läufern und Lakaien rollten rasch aus dem Schlosse. Die Gardinen waren zugezogen; eine dichte Schaar von Dragonern mit gezogenen Säbeln umgaben die Wagen; in vollem Galopp ging es über die Holmbrücke die breite Straße hinunter. Trotz seiner großen Unzufriedenheit bückte sich Herr Winkler beinahe eben so tief wie Calais vor den Unsichtbaren in den königlichen Kutschen. Aber als der Zug vorüber war, sagte er ärgerlich: „Das nennen sie eine Lustpartie! Und wer war nun in den Wagen? War Wolf oder Fuchs darin? Ja, Ihr sollt es wohl bleiben lassen, es zu sagen."

„Wolf oder Fuchs?" sagte Calais verwundert. „Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt."

„Ihr solltet einmal meinem geringen Hause die Ehre anthun," sagte der Weinhändler mit einer Miene, welche eben nicht einladend war, — „so wüßtet Ihr, was alle Menschen wissen, und könntet die Schriften zu lesen bekommen. Es giebt jetzt ein hübsches Gedicht von einem Wolf und einem Fuchs und einem Tiger, und noch einer Person, die heißt Affendachs. Aber Ihr müßt es gedruckt sehen, um die Finte zu verstehen. Dann ist wieder eins, worin sie dem König rathen, sich zu hüten, daß sie ihm nicht die Macht nehmen und ihn

mit Schnürbändern binden, wie es heißt — denn er muß allein und fest auf seinem Thron sitzen, steht da, — und sich nicht die Diamanten aus der Krone stipitzen lassen, steht da, Ja, die Finger krümmen sich sacht dem Affendachs, wenn er an die kostbaren Steine denkt, die in der Krone sitzen dort auf Rosenburg. Könnte er sie nur herauspflücken! Still, still, hier könnt Ihr es selbst sehn, hier hab' ich es in der Tasche. Leset selbst, Freund, leset selbst, es ist deutlich genug

Sitz, Christian, sitz fest, allein auf Deinem Throne,
Laß Niemand einen Stein verrücken in der Krone,
Die von den Vätern Du als rechter Erb' erhieltst.

Da seht Ihr's, da steht's klar und deutlich, daß sie sich in Acht nehmen sollen, daß er nicht lange Finger macht nach den Diamanten. Ja, ich danke! Sie würden bald nach dem Assistenzhause wandern, wenn der Bursche sie nur erst herausgepflückt hätte."

„Aber das ist ja nicht so gemeint," sagte Calais.

„Was? Ist das nicht so gemeint? Wenn es doch dasteht mit klaren, deutlichen Worten? Hört, Nachbar, Ihr müßt mir nicht mit solchem Geschwätz kommen. Was da steht, ist deutlich genug und Jeder kann es lesen. Laß Niemand einen Stein verrücken! Ist das nicht dasselbe, als wenn man ruft: Haltet den Dieb!"

„Aber, lieber Herr Winkler, wollt Ihr denn glauben — — —"

„Ja, Herr Calais, das müßt Ihr mir erlauben, was da gedruckt steht, darauf verlass' ich mich. Nein, nein! Laßt es nicht so weit kommen, daß wir das läugnen,

was Schwarz auf Weiß steht. Sollen wir nicht glauben, was wir gedruckt lesen, was sollen wir dann glauben, das möcht' ich wohl wissen. Die Leute, die etwas drucken lassen, die wissen noch mehr als ihr Vaterunser, das hat keine Noth."

Der alte Calais ließ mißmuthig den Kopf hängen und sagte: „Ich finde es sehr schlecht, daß Leute, die etwas drucken lassen, nicht vorsichtiger sind und an das denken, was sie sagen."

Der Weinhändler schüttelte den Kopf und verließ Calais mit Spottreden über seine verunglückte Vertheidigung. Calais schwieg betrübt; dieß Gespräch hatte ihn verstimmt. Ehe er nach Hause ging, besuchte er den Weinkeller in der kleinen Fährstraße, um doch von den Schriften und Gedichten etwas zu hören, von welchen Herr Winkler erzählt hatte; aber der Inhalt dieser und noch mehrerer anderer Flugschriften diente nicht dazu, Lisettens Vater zu beruhigen. —

Struensee's Vorgemach auf Christiansburg war stets mit Sollicitanten gefüllt von allen Classen, welche geduldig darauf warteten, daß der Minister sich ihrer erbarmen und ihnen Audienz ertheilen würde; aber so voll wie es Donnerstags den sechzehnten Januar siebzehnhundert und zwei und siebzig war, hatte man es noch nie gesehen. Es war beinahe ein Gedränge von Vornehmen und Geringen, welche ihr Anliegen dem allmächtigen Minister zu empfehlen wünschten. Geschäftsleute mit Portefeuillen und Papieren, Hofcavaliere mit leeren Händen, Militär- und Civilpersonen, Architekten mit Zeich-

nungen, Schriftsteller mit Büchern und Versen, Alles wartete im Vorgemach bei einem Mann, der wenige Jahre zuvor sich kaum eines Dieners Aufmerksamkeit erworben haben würde, wenn er ins Vorgemach gekommen wäre.

Struensee saß mit Graf Tannenberg in seinem Cabinet, Jeder in einer Ecke des Sopha's, Struensee war noch im Schlafrock; aber selbst in dieser Morgentracht war seine Toilette sorgfältig und prächtig, und er duftete von Parfümerien, die er immer in Ueberfluß anwandte. Um den Hals trug er den Mathildenorden. Daß das Gespräch ernsthaft gewesen war, sah man an den düsteren Mienen, womit sie Beide vor sich hin blickten. Die tiefen Runzeln zwischen den Augen, welche dem Gesichte Struensee's etwas Nachdenkendes und Scharfes gaben, waren tiefer als gewöhnlich, und seine frische Gesichtsfarbe hatte sich durch die Heftigkeit des Gesprächs noch erhöht. Graf Tannenberg war blaß, wie immer; der bestimmte Ausdruck seiner Physiognomie zeugte von seinem eisernen Charakter, aber es lag in diesen Augenblicken darin ein Zusatz von hochmüthigem Stolz, den er im Allgemeinen, um ihn hervortreten zu lassen, zu sehr Cavalier war.

Der Graf hatte dem Minister mehrere Einwendungen gegen seine Regierungsprincipe gemacht und mit Bestimmtheit verlangt, daß Struensee einige Maaßregeln ändern solle, auf welche dieser Gewicht legte; er hatte ihm sogar gedroht mit der „Verantwortlichkeit," welche er auf sich nähme, und mit den „Folgen," die seine „Despotie" nach sich ziehen müsse. Von dem Mangel an Muth,

den Struensee bei dem Zuge der Matrosen nach Hirschholm gezeigt hatte, war jetzt keine Spur zu sehen, und wenn er seine freieren Ideen gegen den alten Grafen verfocht, geschah es mit einer Kraft und Bestimmtheit, welche den alten Edelmann reizte, der den bürgerlich geborenen Minister immer als eine untergeordnete Person betrachtete. Tannenberg hatte ihn ja selbst auf die unterste Sprosse der Leiter gestellt, welche er jetzt so glücklich bestiegen hatte; nun gab er ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß dieselbe Hand, die ihn erhöhet habe, auch die Leiter umstürzen könne, auf deren oberster Sprosse er „balancire." Struensee zog die Augenbrauen noch stärker zusammen und wandte das Gesicht gegen den Grafen, der gleichfalls mit festem Blick ihn betrachtete.

„Ihrer Excellenz Worte klingen fast wie eine Drohung," sagte endlich Struensee, indem seine düstre Miene allmählig in ein gezwungenes Lächeln überging. „Diese streng-aristokratischen Forderungen passen übel zu den philanthropischen Ideen, welche Sie so oft ausgesprochen haben. Vergessen Sie nicht, daß Sie selbst ein Buch geschrieben haben, das der Bauernfreiheit einen starken Impuls gab, wie ihn die so kräftige Vertheidigung eines Mannes in Ihrer Excellenz Stellung nothwendig einer solchen Sache geben mußte. Es ist die Sache der Menschheit, für die Ihre Excellenz mit warmen Worten gesprochen, und dadurch ein Beispiel gegeben haben, das Ihren Namen unsterblich machen wird, und nun? Eine Kleinigkeit bringt Sie in Harnisch, und Sie verläugnen Ihr eignes Herz, um mein Gegner zu sein. Wahrlich, Herr Graf,

ich erkenne meinen hohen Beschützer nicht mehr," fügte Struensee mit einer Betonung hinzu, welche nur allzu deutlich verrieth, daß er sich zutraue, des Schutzes entrathen zu können.

„Graf Struensee, Sie sind ein kurzsichtiger Mann," sagte der alte Graf mit einer leichten Röthe. „Sie müssen nicht vergessen, daß Sie Feinde haben, und mächtige Feinde."

„Die habe ich," sagte Struensee, der es schon bereute, den Grafen gereizt zu haben. „Aber Ihre Excellenz werden sich nicht mit ihnen vereinigen; es würde gegen des Löwen Natur sein, mit dem Schlangengezücht einen Bund zu schließen."

Graf Tannenberg schwieg einen Augenblick, darauf sagte er: „Ja, Sie haben Recht. Zwischen mir und Ihren Feinden ist keine Harmonie. Ich werde mich nie mit jenen vereinigen — wenn Sie nicht selbst mich dazu nöthigen. Aber dazu kann es kommen. Ich sage es Ihnen offenherzig, zwingen Sie mich, Ihr Feind zu werden, so bin ich unversöhnlich, und dann spielen wir Beide das höchste Spiel mit einander. Es ist nicht die Bauernfreiheit, der Sie Fesseln anzulegen ich Ihnen vorgeworfen habe, es ist die Königsfreiheit."

Struensee schlug die Augen nieder und wiederholte: „Königsfreiheit? In Wahrheit, Ihre Excellenz lesen zu viele Pasquille. Wollte man auf die Beschuldigungen Rücksicht nehmen, welche die Pasquillanten mir machen, so gäbe es zuletzt kein Verbrechen, das ich nicht begangen hätte. Sehen Sie diesen großen Haufen, der hier auf

dem Tische liegt! Er enthält nichts als Gift und Galle gegen mich. Und warum? Weil ich die Censur aufgehoben und Jedem die Freiheit gegeben habe, seine Ueberzeugung von Wahrheit und Recht auszusprechen; weil ich die trägen Arbeiter zum Fleiß genöthigt; weil ich dafür gesorgt habe, daß Recht und Gerechtigkeit nicht dem Meistbietenden zu Theil werde; weil ich der Willkür eine Grenze gesetzt und den Mißbrauch der Macht gehindert; weil ich den Eltern verboten habe, ihre widersetzlichen Kinder ohne Gesetz und Urtheil in das Zuchthaus zu setzen; weil ich Allen gleiches Recht ertheilt; weil ich veraltete Formen, welche nur dazu dienten, Schlechtigkeit und Betrügerei zu schützen, abgeschafft; weil ich dafür gekämpft habe, jedem Menschen sein Menschenrecht zu schaffen, und die Privilegien aufzuheben, welche drei Viertel der Gesellschaft zu willenlosen Sclaven des vierten machten. Alles das habe ich gethan — Ihre Excellenz nöthigen mich, es selbst zu sagen — und sehen Sie hier, hier liegt der Lohn dafür, dieses Packet Schmähschriften ist die ganze Erkenntlichkeit, welche das blödsinnige Volk mir schenkt."

Graf Tannenberg richtete den Kopf empor und betrachtete Struensee mit stolzem Blick. „Ich bin nicht so blind, daß ich nicht das Gute sähe, was Sie gethan haben; aber ich sehe auch die Schattenseite. Und die Schattenseite ist die überwiegende. Was berechtigt Sie, eine Macht zu usurpiren, die allein dem König angehört, und Niemandem außer dem König? Wo ist die Grenze der Herrschaft, welche Sie sich nehmen, und welche Sie

nicht blos über das blödsinnige Volk ausüben, mit dessen Beglückung Sie prahlen? Sie wollen sie ausüben auch über Uns, die wir geboren sind, auf dem Platz zu stehen, wohin Sie erst gestellt worden sind; aber Sie werden sich wohl erinnern, daß Dänemarks Adel und Holsteins Ritterschaft nicht blödsinnige und willenlose Automaten sind, welche die Bewegungen machen, die man ihnen vorschreibt, und keine andern. Sie werden bedenken, daß es Stellen giebt, die uns gehören, und wenn Sie die Hände in dieser Richtung ausstrecken, so begehen Sie einen Mißgriff — der seine Entschuldigung in Ihrer Geburt findet, aber den man Ihrer jetzigen Stellung nicht verzeiht."

Struensee erröthete bei diesen Worten und antwortete schnell: „Ihre Excellenz führen das Gespräch auf ein Gebiet, wo Sie sich für den Herrscher halten. Aber es ist die Frage, ob die Zeit sich wieder zurückführen läßt, wo man annahm, daß einige Menschen mit Sporen an den Fersen zur Welt kämen, und andere mit dem Sattel auf dem Rücken. Ich glaube, daß diese Zeit vorüber ist, — und es ist ein Ziel meines Strebens gewesen, einen Wall gegen diesen Aberglauben aufzuführen. — Ich ehre die Aristokratie, Herr Graf, wo sie verdient geehrt zu werden, aber ich glaube nicht, daß es Aemter giebt, welche einer Kaste ausschließlich gehören. Denn sollten Vollkommenheiten in Familien erblich sein, so müßten es auch Mängel sein, — und diesen Erbtheil muß ein Minister wohl auch in Betrachtung ziehen bei der Wahl derjenigen, die seine Wirksamkeit unterstützen sollen."

„Das klingt sehr plebejisch,“ sagte Tannenberg mit einem unangenehmen Lächeln. „Man sollte nicht glauben, daß der, welcher sich so heftig gegen die Aristokratie äußert, seine Stellung angewandt habe, um sich einen Platz unter dem Adel des Landes zu verschaffen. Daß ich Sie Graf Struensee nennen muß, ist mir ein Beweis, daß Sie den Mantel auf beiden Schultern tragen — und ein wahrer Edelmann ist nur Edelmann.“

Struensee schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Ihre Excellenz haben Recht. Ich will Ihnen ganz ehrlich gestehen, daß ich vielleicht einen Fehler begangen habe, des Königs Gnade anzunehmen und Graf Struensee zu werden; aber nicht Sie sollten mir diesen Fehler vorwerfen; denn wäre ich blos Herr Struensee gewesen, so wäre ich schon längst Ihr Feind gewesen — und dann vielleicht gezwungen, meine Stellung gegen Ihre Excellenz anzuwenden.“

„Nein, darin haben Sie keinen Fehler begangen,“ antwortete Graf Tannenberg; „Sie haben gewünscht, eine Familie zu stiften, und Ihre Talente und Stellung berechtigen Sie dazu ganz eben so, wie es jeder Stammvater eines Geschlechts vor Ihnen gemacht hat. Aber Sie begehen darin einen großen Fehler, daß Sie ein halber Edelmann und ein halber Bürgerlicher sind, wie denn jede Halbheit sich selbst strafen muß. Sie sind durchdrungen von dem äußeren Reiz, der den Adel begleitet, der Glanz hat Sie geblendet; aber das Wesen und die Denkart des Edelmanns hat Sie nicht durchdrungen. Es mangelt Ihnen das Blut. Sie haben

kein Gefühl davon, was es heißt, wenn die Thaten der Vorväter den spätesten Geschlechtern das Herz erheben und sie auffordern, den Schild unbefleckt zu erhalten, der bisher hell und glänzend war. Sie sehen nicht ein, daß der Adel des Thrones beste und natürlichste Stütze ist; Sie glauben, daß eine Monarchie im Bürgerthum bestehen kann. Aber Sie irren. Der Adel ist die nothwendige Wehr gegen unerträgliche Anmaßungen; wo kein Adel ist, herrscht Geldaristokratie, und da sind die niedrigsten Interessen die herrschenden. Der Adel ist nicht blos ein Ableitungsmittel gegen eine gefährliche Ehrbegierde; auch seine Richtung ist im Interesse der Regierung. Aber zuerst und zumeist ist der Adel ein Sporn zu Allem, was adlich und erhaben ist."

„Ohne mich in ein Dispüt mit Ihrer Excellenz einlassen zu wollen über des Adels Unentbehrlichkeit," sagte Struensee, „will ich blos bemerken, das es wahr ist, daß der Adel ein Mittel gegen die Geldaristokratie sein sollte; aber verachtet denn der Adel wirklich das Geld? Sollte er etwas verachten, so ist es wohl eigentlich die Arbeit, womit das Geld verdient wird, aber das Geld selbst schwerlich. Wer sucht wohl eifriger Pensionen vom Könige zu erhalten? Das weiß Niemand besser als ich. Adel ist im Ganzen genommen ein sehr relativer Begriff. Wo der Adel sich nicht unzertrennlich mit persönlicher Ehre verknüpft, da ist er ungefähr dasselbe, was des Papstes Bulle in einem protestantischen Lande. Der Adel ruht vielleicht im Ganzen genommen auf einer falschen Grundlage, insofern er sich von Eroberung und

Unterdrückung herschreibt. La noblesse vient du fer, ist ein alter Satz, und ich weiß nicht, warum man nicht der noblesse de la robe denselben Rang hat zugestehen wollen, ungeachtet sie vollkommen eben so würdig ist. Welcher König hat wohl einen heldenmüthigen Vertheidiger in den Adelstand erhoben? Nein, er hat nur eine natürliche Pflicht erfüllt. Der Eroberer soll dagegen geehrt werden. Schon dieser Ursprung hat den Adel in ein feindliches Verhältniß zu den anderen Ständen gesetzt beinahe in der ganzen Welt. Nur in England allein ist dieß nicht der Fall, und nirgends ist doch der Adel mächtiger. Aber das kommt daher, daß in England der unendliche Erbadel keine Kaste ist; die jüngeren Söhne beschweren nicht die Krone mit einer zahllosen Schaar von Versorgungsberechtigten, welche glauben, daß sie nur Rechte haben, und keine Pflichten gegen die Gesellschaft anerkennen; in England sind sie Bürgerliche, und bilden ein versöhnendes Zwischenglied, das alle Classen mit einander verbindet. Und so muß es sein. Sie, Herr Graf, Sie sind berechtigt, große Forderungen zu machen; aber eines Vetters jüngster Sohn muß wahrlich nicht jedes andern Mannes Sohn vorgezogen werden, wenn er nicht zugleich der Tauglichste ist."

„Meines Vetters jüngster Sohn kann wohl im Dienst des Königs befördert werden ohne Graf Struensee's Beistand," antwortete der alte Graf, den diese unglückliche Hindeutung verwundete. „Ich habe Ihnen gesagt und wiederhole es: Sie werden nie Edelmann; denn dazu ist es nicht genug, daß der König einen

Cabinetsbefehl unterschreibt. Der König kann — — — Aber Niemand weiß besser als der Herr Graf, was de König thun kann — und was man mit dem Könige thun kann. Ich sehe, daß dieß Gespräch zu keinem Ergebniß führt. Ich habe Sie warnen wollen — das habe ich nun gethan. Sie stehen auf einem Vulkan, aber das wollen Sie nicht einsehen. Wohl, so mag die Zeit es Sie lehren. Hätten Sie allein gestanden, so hätte ich dieß Gespräch mit Ihnen nicht gesucht, und die zahlreichen Sollicitanten in Ihrem Vorgemach hätten mich nicht sehen sollen Ihnen die Aufwartung machen. Aber Sie haben eine andre Person an Ihr dreistes Emporsteigen geknüpft — Sie können diese Person mit in Ihren Fall ziehen, und die unverzeihliche Verwegenheit, womit Sie Allem trotzen, was über Ihnen steht, kann traurige Früchte auch für die tragen, die unvorsichtig genug gewesen ist, Ihnen Vertrauen zu schenken. Zum letzten Mal fordere ich Sie auf, sich dankbar gegen diese Person zu beweisen, auf die einzige Weise, welche noch in Ihrer Macht steht. Bedenken Sie, Graf Struensee, ehe Sie mir antworten, und überlegen Sie Ihre Stellung."

„Und wenn ich mich auch bis morgen bedächte," sagte Struensee, ohne den Grafen anzusehn, „so würde ich nicht im Stande sein, Ihrer Excellenz eine vernünftige Antwort auf eine Aufforderung zu geben, die so räthselhaft ist. Ich muß bedauern, daß ich die Andeutungen nicht verstehe, die Ihre Excellenz an diese Sache geknüpft haben, die ursprünglich die Anstellung eines entfernten Anverwandten in einem Posten betraf, über

den ich schon bedauerte anderweitige Verfügung getroffen zu haben, ehe Ihrer Excellenz Wunsch mir bekannt war."

„Nein, das betrifft es ursprünglich nicht," antwortete der Graf eifrig. „Sie haben mich nur allzugut verstanden. Bleiben Sie dabei, ein System durchführen zu wollen, das aufhören muß, so wird es Ihnen bald gehen wie dem Ikarus, der die Sonne vom Himmel herniederholen wollte."

„Ich glaube, daß Ihre Excellenz dem armen Ikarus Unrecht thun, und ihm verwegnere Absichten unterschieben, als die Mythologie gut heißt," sagte Struensee lächelnd.

„Das ist möglich; ich habe mich nie dafür ausgegeben, in der Mythologie fest zu sein. Aber was ein Cavalier einer Dame schuldig ist, das weiß ich, und das berechtigt mich, Ihnen zu sagen, daß ein Edelmann, der das Vertrauen verräth, das eine Dame auf ihn gesetzt hat, und der sie in Gefahr bringt — verdient, daß sein Schild vor seinen Augen zerbrochen werde — — — er ist ein Mann ohne Gewissen, er ist kein Cavalier — er ist ein Elender."

Struensee hatte sich bei diesen Worten, welche der Graf mit Heftigkeit aussprach, im Sopha aufgerichtet. Sein Gesicht ward von einer starken Röthe gefärbt. Als der Graf schwieg, betrachteten die beiden Gegner einander einen Augenblick, aber Struensee mußte die Augen niederschlagen vor dem festen und stolzen Blick, womit ihn der alte Edelmann maß. Er biß sich in die Lippe, und indem der Mund sich allmählig zum Lächeln verzog, sagte er, ohne den Grafen anzusehen und mit einer Stimme,

welche Gleichgültigkeit verrathen sollte: „Wir sind gewiß Beide einig in unseren Begriffen von den Pflichten eines Cavaliers gegen das andre Geschlecht, Herr Graf. Es ist auch mein Glaube, daß der Edelmann, der das Vertrauen einer Dame mißbraucht und sie in Gefahr bringt, ein Elender ist, der kein Gewissen hat, — und der seine Ehre verloren hat, was noch schlimmer ist für einen Edelmann als der Verlust seiner Gewissensruhe. Aber der alte Adel nimmt es nicht so genau. Ich erinnere mich grade an ein Beispiel, das ich Ihrer Excellenz vorlegen und Sie bitten will, es nach Ihrer Kenntniß von den Pflichten eines wahren Edelmanns zu beurtheilen."

„Ich werde ein andermal mit Vergnügen Ihr Talent bewundern, Geschichten zu erzählen," sagte Graf Tannenberg. „Jetzt muß ich auf Alles verzichten, was nicht zu der Sache gehört, von welcher wir sprechen, um wo möglich zu einem Ergebniß zu kommen."

„Aber dieß gehört grade dazu," sagte Struensee, „und ich muß mir deßwegen auf einen Augenblick Geduld ausbitten. Ihre Excellenz brauchen blos zu befehlen und ich werde sofort aufhören, sobald Ihnen meine Geschichte unangenehm oder langweilig vorkommt."

„Eh bien," sagte der Graf, indem er sich halb ungeduldig in das Sopha zurückwarf und an die Decke sah wie ein Mensch, der sich in sein Schicksal ergiebt.

„Ihre Excellenz haben nicht vergessen, daß ich in einer unadlichen Familie geboren bin," begann Struensee mit einem Lächeln, das jedoch der Graf nicht bemerkte.

„Als Superintendent in Altona stand mein Vater jedoch in sehr freundschaftlichem Verhältniß mit einem Edelmann von alter Familie, der auf einem Gute in der Nähe von Wandsbeck lebte. Dieser Mann, dessen Namen ich mir erlaube zu verschweigen, war ein besonderer und launenhafter Herr, der sich allmählig von allem Umgang mit seinen Nachbarn zurückgezogen hatte, und mit Ausnahme meines Vaters unterhielt er nicht einmal einen Briefwechsel mit seinen früheren Freunden. Er hatte eine Tochter, — es war sein einziges Kind, — welche sich mehr selbst überlassen war, als es Mädchen im Allgemeinen zu sein pflegen, und, wiewohl sie eine sorgsame Erziehung erhielt und ungewöhnliche Fortschritte machte, gab diese abgesonderte Lebensweise ihrem Charakter doch eine gefährliche Richtung. Sie lebte ganz nach ihrer eigenen Phantasie wie ihr Vater, und dadurch entwickelte sich allmählig eine Dreistigkeit, welche mehr gepaßt hätte für einen Knaben, nebst lauter überspannten Ideen über die menschlichen Verhältnisse. Der alte Herr war bruſtschwach, er sehnte sich nach Veränderung; deßhalb verkaufte er seine Besitzung und reiste nach Italien. Mehrere Jahre hindurch erhielt mein Vater fortwährend Briefe von ihm; er erzählte oft von seiner Tochter, sie war seine Freude und sein Stolz, in ihrem erleuchteten Verstand fand er eine ganze Welt; aber mein Vater bemerkte leicht hieraus, daß die Erziehung, welche das junge Mädchen übrigens empfing, sie unfähig machen mußte, sich glücklich zu fühlen in der Gemeinschaft mit anderen Menschen, wenn sie ihr jetziges phantastisches, unstätes Leben mit einem ruhigern und

mehr geregelten vertauschen sollte. Mein Vater machte dem Grafen Vorstellungen hierüber; aber dieß bewirkte nur, daß der Briefwechsel aufhörte; denn der alte Herr konnte am wenigsten von Allem in diesem Punkte Widerspruch ertragen. Das Mädchen erwuchs und ward hübsch; sie war überspannt in allen ihren Gedanken und hegte eine entschiedene Verachtung vor aller weiblichen Abhängigkeit. Bei alle dem war sie nicht ohne Weiblichkeit. Ich kann mir wohl vorstellen, daß sie eine höchst anziehende Erscheinung gewesen sein mag in der großen Welt, wo oft so viel Einförmigkeit herrscht."

„Von Italien reiste der Graf nach Lissabon; die Aerzte hatten ihm gerathen, das Klima in Madeira zu versuchen, da seine Brust sehr angegriffen war. Er hatte sein Vermögen einem großen Handelshause in Hamburg anvertraut, das fallirte, und der Graf verlor sein Vermögen. Die Nachricht hiervon wirkte ungünstig auf seinen Gesundheitszustand, der plötzlich eine entscheidende Wendung nahm und ihn erinnerte, daß seine Stunden schon gezählt wären. Sein höchster Wunsch war nun, seine Tochter nach Dänemark zurückzubringen und in seinem Vaterlande zu sterben; aber er war schon zu schwach, um eine solche Reise in einer rauhen Jahreszeit anzutreten. Unter diesen Umständen lag ihm das Schicksal seiner Tochter sehr am Herzen; es schien, als habe er allmählig einsehen gelernt, daß die Erziehung, die er ihr gegeben hatte, nicht hinreichend sei für ein junges verlassenes Mädchen; er wünschte deßwegen, sie der Leitung eines erfahrenen Freundes zu übergeben. Er schrieb an

meinen Vater, räumte viel von dem ein, was er früher nicht hatte zugestehen wollen, empfahl sie seinem Schutz und bat ihn, ihr Vormund zu sein in Verbindung mit einem Oheim, dem es der Verwandtschaft nach zukam, die Angelegenheiten des Mädchens zu besorgen. Es war der erste Brief, den mein Vater nach langer Zeit von dem Grafen empfing. Er machte ihn darin aufmerksam auf die überspannten Ideen und phantastische Lebensweise und war in Unruhe über ihren ungewöhnlichen Charakter, der sie unglücklich machen würde. Um dieselbe Zeit befand sich ein dänischer Edelmann in Lissabon auf der Heimreise nach Dänemark. Es war ein Mann von uralter Familie mit einem berühmten Namen, also ein wahrer Edelmann, denn er hatte eine Reihe von Ahnen, welche ihn auffordern mußten, seinen Schild unbefleckt zu erhalten. Er reiste nach Dänemark, um sich mit einer reichen Cousine zu vermählen, mit der er seit längerer Zeit verlobt war. Es war ein Mann von einigen und vierzig Jahren. In der verlassenen Lage, worin sich der kranke Graf befand, rief er seinen Landsmann zu sich, übergab ihm feierlich seine Tochter mit allem dem Vertrauen, das ein rechtlicher Edelmann auf das Versprechen setzen kann, das ein andrer Edelmann einem Sterbenden giebt. Er bat ihn, der Verlassenen Vater zu sein, bis er sie ihrem Verwandten habe übergeben können, und der Graf — denn es war auch ein Graf, aber ein alter Graf, der nicht nöthig gehabt hätte, der Stifter eines neuen Geschlechts zu sein — der Graf gelobte dieß, er schwur ihr ein Vater zu sein, ein sorg-

samer Bruder, ein Beschützer. Der Alte drückte ihm die Hand und starb ruhig. Er ward in Lissabon begraben, und nun begab sich die Comtesse auf die Heimreise mit ihrem zweiten Vater, ihrem Beschützer. Die Reise war lang und beschwerlich; eine Reise durch Portugal und Spanien führt manche und nicht vorauszusehende Zufälle mit sich. Der Graf war hübsch, gewandt, ritterlich in seinem Wesen, die Comtesse war jung, überspannt, unbekannt mit der Welt. Ihres Vaters Vertrauen ward verrathen, ihr eignes hintergangen — der Graf führte eine Verzweifelnde in ihre Heimath zurück und hatte sich einen neuen Siegerkranz gewunden — aber einen theuer erkauften, denn des Sterbenden Wort lasteten auf seinem Gewissen."

Struensee schwieg. Der alte Graf hatte mehrmals eine ungeduldige Geberde gemacht. Jetzt wandte er sich plötzlich gegen Struensee und betrachtete ihn mit einem strengen Blick. Struensee sah nicht auf, aber er fühlte die Wirkung dieses Blicks, dem er nicht die Kraft hatte zu begegnen. Diese Schwachheit, die er sich selbst gestehen mußte, erbitterte ihn noch mehr gegen den Grafen. Ohne die Augen zu erheben fuhr er fort:

„Ihre Excellenz sind wahrscheinlich neugierig, den Schluß dieses Abenteuers zu erfahren. Die Dame ward unglücklich, unglücklich für ihr ganzes Leben, der Friede ihrer Seele war vernichtet, ihr Gewissen durch einen ewig mahnenden Fehltritt belastet. Ihr mitleidiger Oheim that alles Mögliche, um dem Aergerniß vorzubeugen, das die Ehre einer alten Familie zerstört haben würde.

Der Graf vermählte sich bald darauf mit seiner reichen Cousine, die arme Comtesse hatte er wahrscheinlich vergessen — wenigstens hat sie nie Grund gehabt, etwas Anderes anzunehmen, und es ist vielleicht ihr einziger Trost, daß sie vergessen ist von einem Manne, den sie — — für den sie — — — in Wahrheit ich bin in Verlegenheit, wie ich mich ausdrücken soll. Genug, die Comtesse hegt vollkommen dieselben Begriffe von eines Edelmannes Ehre und von der Gewissenlosigkeit eines gekränkten Vertrauens, welche Ihre Excellenz so eben zu äußern beliebten. Und ich für mein Theil, ich unterschreibe von ganzem Herzen diese Grundsätze. Ich hoffe, daß ich nie den Vorwurf verdienen werde, sie vergessen zu haben."

Graf Tannenberg erhob sich und stand vor Struensee, der sich auch erhob, da sein Gast aufstand.

„Und was ist nun Ihre Meinung mit dieser langen Geschichte?" fragte Tannenberg mit einer Miene, welche zeigte, daß dieser Abschnitt seines eigenen Jugendlebens nicht mehr fähig war, auf ihn Eindruck zu machen. „Sie sind indiscret gewesen, — das vergebe ich Ihnen, weil Sie in Verlegenheit waren und das Erste das Beste ergriffen, was Ihnen einfiel. Sie sind impoli gewesen, — das vergeb' ich Ihnen auch, wegen des Mangels an Klugheit, den Sie dadurch verrathen haben. In der That, Herr Struensee, ich habe Sie für mehr gehalten, als Sie sind. Es thut mir leid um Sie. Lassen Sie mich Ihnen den Rath geben, daß Sie inskünftige nachdenken, ehe Sie sprechen, und daß Sie sich nicht erlau-

ben, einen Mann zu beurtheilen, — — — der immer zu hoch für Sie gestanden hat, als daß Sie seine Handlungen beurtheilen könnten. — Ich habe Ihnen eine Frage vorgelegt," fuhr der Graf nach einer Pause fort. „Sie läßt sich nicht mit Geschichten abweisen. Haben Sie keine andre Antwort für mich? Wollen Sie — lassen Sie uns die Sache beim rechten Namen nennen — wollen Sie die Macht gutwillig in diejenigen Hände legen, denen sie zukommt? Es ist kein Wunsch, mein Herr, es ist eine Forderung, die ich im Namen Aller an Sie thue! Wollen Sie unsere Forderungen erfüllen?"

„Ihre Excellenz wünschen Unmöglichkeiten," antwortete Struensee und schüttelte bestimmt mit dem Kopfe. „Die Macht, die der König mir anvertraut hat, die kann auch nur der König beschränken, und Forderungen können Nichts mir vorschreiben, Nichts, Herr Graf."

Tannenberg betrachtete ihn einen Augenblick stillschweigend. Dann wandte er sich von ihm und sagte mit Heftigkeit: „Leben Sie wohl, Graf Struensee!"

Die Ruhe, die er affectirt hatte, war plötzlich vorbei, und indem er Struensee verließ, beinahe ohne ihm die allgemeine Höflichkeit zu beweisen, verrieth er nur allzu sehr, daß er an der zartesten Stelle verwundet war. Struensee sah ihm nach mit einer fast kindischen Freude. Der Läufer meldete den Grafen Rosen.

Der Graf hatte den Grafen Tannenberg im Vorgemach getroffen, wie er hindurchstürmte, ohne die Versammlung zu beachten, welche den erbitterten Staatsmann

mit Erstaunen betrachtete. Struensee erzählte dem Grafen einen Theil seines Gesprächs. Rosen hielt es zum Theil mit Tannenberg, auch er machte Struensee'n manche Einwendungen gegen sein Verfahren, und des alten Diplomaten ruhige, freundliche Worte machten einen weit tiefern Eindruck auf ihn als Tannenbergs stolze Heftigkeit. Struensee vertheidigte sein System. Er ergoß sein Herz vor dem alten Grafen und sprach mit warmer Begeisterung von den Plänen, die er ausgeführt hatte, und von denen, die er noch im Sinn hatte auszuführen. Es war eine Fülle von neuen Ideen, die er entwickelte; es war einer späteren Zeit vorbehalten, sie zur Reife zu bringen. Aber Struensee's frischer, glühender Eifer für das Allgemeinwohl, und seine klaren Anschauungen der bestehenden Mängel erhoben ihn hoch unter seinen Zeitgenossen.

„Sie sind ein wackerer Mann mit einem redlichen Willen, Sie haben viele Kenntnisse, viele Tüchtigkeit, aber Sie erreichen doch nicht das Ziel," sagte Graf Rosen nach einer langen Unterhaltung, worin Struensee ihm sein System entwickelt und sein edles Ziel bezeichnet hatte.

„Und warum nicht?" brach Struensee aus. „Vorausgesetzt, daß Sie mich richtig beurtheilen, warum sollte ich da nicht zum Ziele gelangen?"

„Sie fragen mich ohne Rückhalt, und ich will Ihnen ohne Rückhalt antworten. Weil Sie die Form verfehlen. Schon in Ihrer Stellung auf einem so hohen Platze werden Manche eine Verletzung der Form

erblicken, welche beständig beobachtet ist, eine Verletzung, welche man Ihnen nicht leicht verzeiht, weil sie ein verjährtes aristokratisches Privilegium umstößt. Werfen Sie nur einen Blick auf Ihre Handlungen, nachdem Sie Minister geworden sind, und finden Sie da immer die Form beobachtet? Konnten nicht manche Dinge auf eine andre Weise bewerkstelligt werden, um dasselbe Resultat zu geben? Vielleicht sogar ein vollständigeres? Ich sah neulich eine Cabinetsordre von Ihnen, welche vier von den Mitgliedern des höchsten Gerichtshofes außer Wirksamkeit setzte. Nichts hat mich in einem so hohen Grade überzeugt, daß ich Recht habe, als diese Ordre, die jene Männer gradehin zu untauglichen Drohnen im Bienenkorbe stempelt."

„Vier so jämmerliche Herren sollen noch länger die Leitung haben?" brach Struensee eifrig aus. „In des Landes höchstem Gerichtshof? Mein Gott, soll denn die Autorität des höchsten Rechts wegen vier elender Taugenichtse leiden? Nein, was unbrauchbar und schädlich ist, soll nicht erhalten werden, sondern muß weichen. Amputationen können schmerzlich sein, aber sie sind oft die einzige Rettung, und es geht mit dem Staat wie mit dem Leibe; das einzelne Glied muß fort, um das Ganze zu erhalten."

„Aber der Arzt behandelt den Kranken nicht mit unnöthiger Härte," sagte Graf Rosen. „Entfernung wäre genug gewesen; warum entfernen Sie sie auf eine so brusque Weise. Dieß ist eine Form, die, ohne den mindesten Vortheil zu gewähren, Feindschaft und Haß

erweckt, und einer Handlung der Gerechtigkeit den Schein der Willkür giebt."

Struensee schwieg. „Man erhebt manche ungerechte Beschuldigungen gegen Sie," fuhr Graf Rosen fort, „aber auch einige gegründete. Sie vernachlässigen oft Kleinigkeiten, weil Sie dieselben für unwichtig halten. Aber was ist Kleinigkeit für einen Mann in Ihrer Stellung? On est grand homme à propos de tout, ou à propos de rien. Ihre Stellung ist gefährlich, denn es fehlt Ihnen ein Stützpunkt. Wo wollen Sie ihn suchen? In Ihrem guten Willen? Nicht einmal in Ihren besten Handlungen werden Sie ihn finden. Nichts vergißt man so schnell wie gute Handlungen. Sie stehen isolirt, Graf Struensee. Sie gehören offenbar einer neuern zukünftigen Zeit an und treten doch allein in den Kampf gegen eine ganze, alte, bestehende Welt. Die Anzahl Ihrer Feinde wächst fortwährend, und diese sind mächtig, sind vorsichtig. Alles das wissen Sie und trotzen dennoch? Ich wiederhole abermals, es ist gegen die Form, seine Feinde mit Zurücksetzung zu behandeln. Sie halten die verwittwete Königin und deren Sohn vom Könige fern. Aber wie lange kann dieß System fortgesetzt werden, und wie unsicher ist es nicht? Geben Sie es auf, ich bitte Sie, Ihrer selbst wegen und einer hohen Person wegen, die uns Beiden theuer ist, und die Sie dadurch der Gefahr aussetzen. Sie kränken die höchsten Familien des Landes und sind selbst derjenige, welcher sie zwingt, Ihre Gegner zu sein; weshalb wollen Sie eine Form wählen, die Sie verhaßt

macht, statt daß Sie geliebt sein könnten? Sie sehen, Graf Struensee, daß ich offenherzig gegen Sie bin; ich bitte Sie, meine Offenheit für das anzunehmen, was es ist, für einen Beweis meiner Hochachtung gegen Sie. Von seinen Freunden soll man die Wahrheit hören. Warum haben Sie den Erbprinzen aus der königlichen Loge entfernt? Sie haben ihn der öffentlichen Aufmerksamkeit ausgesetzt, Sie haben ihm eine fühlbare Kränkung zugefügt, und diese Kränkung wird um so bitterer, da Sie selbst und Graf Brandt sich immer in der königlichen Loge zeigen. Ihre Freunde halten sich nun berechtigt, dem Prinzen weniger Aufmerksamkeit zu beweisen, das fällt nur auf Sie zurück. Die große Masse von Schmähschriften, die nicht blos Sie als den ersten Beamteten des Staats verhöhnen, sondern nicht einmal den König und die Königin verschonen, kann Sie davon überführen, daß alles dieß eine tiefere Wurzel hat, als Sie zu glauben geneigt sind."

„O, so wird auch das gegen mich gekehrt, wodurch ich am sichersten Glück hervorzurufen glaubte," brach Struensee mit Heftigkeit aus. „Ich habe die Wahrheit ans Licht ziehen und die Schlechtigkeit hindern wollen, im Dunkeln zu triumphiren; ich habe alte Irrthümer entschleiern wollen und Jeden nach seiner Einsicht mittheilen lassen, was er für das Beste hält; deßwegen gab ich Preßfreiheit. Sie artete in Frechheit aus, sie übertrat die bürgerlichen Gesetze, sie entheiligte das Familienleben und predigte Aufruhr. Sie selbst zwang mich, sie einzuschränken, ich mußte Jeden verantwortlich machen

für seine Worte, ich mußte die Bosheit hindern, mit ihren vergifteten Pfeilen unter dem Deckmantel der Anonymität zu verwunden. Aber gesetzliche Schreibefreiheit besteht noch hier im Lande, und soll bestehen, so lange ich bestehe. Ich hätte sie aufheben können; aber ich habe ihr nur die nothwendigsten Grenzen gezogen, und wie hat man mir dafür gelohnt? Es ist nicht der Pöbel allein, der mich verhöhnt. Es sind wissenschaftliche Männer, welche ihre Feder meinen Feinden leihen, und nicht allein meinen, sondern auch die höchsten Namen mit giftigem Spotte besudeln. Sehen Sie einmal diesen Haufen von Schandschriften. Die giftigsten derselben — ich weiß es mit Gewißheit — die ärgsten derselben sind aus den Federn von Leuten geflossen, die ich selbst geehrt und unterstützt habe. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß unter diesen schmutzigen Pasquillanten Männer sind wie Suhm und Langebeck?"

„Das ist die Mythe vom Cadmus, der Drachenzähne aussäte," antwortete der Graf. „Das mythologische Wunder lebt von Neuem auf. Sie erinnern sich, daß Cadmus, nach der Besiegung des Drachen, dessen Zähne auf Minerva's Rath aussäte. Eine unerwartete Saat sproß aus der Erde hervor, bewaffnete Kämpfer waren es; aber diese kriegerische Saat rächte sich an dem armen Cadmus, der besiegt wurde und acht Jahre als Sclave dienen mußte. Ich hoffe, daß die Mythe nicht vollständig wird, — es wird auf Sie selbst ankommen, sich davor zu schützen."

„Ja, Gott weiß, daß ich ein Sclave bin, ein elender abhängiger Sclave, der mit hundert Schellen gefesselt ist,"

brach Struensee seufzend aus. „Ich träumte von Freiheit und von Glück, aber ich fand nur Bande und — — — O mein Traum von Selbstständigkeit! Wie ist er vernichtet!"

„Der selbstständigste Mann ist oft der, welcher es am wenigsten zu sein scheint," sagte Graf Rosen. „Die große Kunst, die Menschen zu leiten, besteht darin, scheinbar zu ihnen hinabzusteigen und sich selbst den Gedanken zu bewahren, der sie regiert. Sie müssen glauben, daß sie selbst die Verständigen sind, und dann kann man sie führen, wohin man will. Alles Andre verwundet die menschliche Eitelkeit, und das ist die gefährlichste von allen menschlichen Schwachheiten. Haben Sie diese alte Regel immer befolgt? Haben Sie sie in dem Gespräch befolgt, das Sie mit Graf Tannenberg eben führten? Sie haben ihn empfindlich verwundet. Es war nur zu deutlich, daß nicht blos die abschlägige Antwort für seinen Neffen ihn so außer sich gesetzt hatte, Sie haben einen noch empfindlichern Nerven verletzt. Aber haben Sie sich durchaus nichts vorzuwerfen? Wenn dieß nur im mindesten der Fall ist, so rathe ich Ihnen als Ihr Freund, sich mit dem Grafen zu versöhnen, denn er ist ein zu gefährlicher Feind, als daß Sie ihn gleichgültig behandeln dürften. Selbst wenn Sie dieß mit Beseitigung Ihrer Eigenliebe thun müßten, haben Sie dieß Opfer zu bringen. Sie können ihn leicht für immer gewinnen — aber Sie können ihn eben so leicht für immer verlieren, und dann ist die Gefahr größer, als Sie vielleicht glauben."

Struensee war nachdenklich geworden bei des Grafen freundschaftlichen Vorwürfen; er wußte, daß Rosen es ehrlich meinte, und er hatte Achtung vor des alten Mannes klarem Blick. Er beichtete offenherzig seinen vollständigen Verstoß gegen Tannenberg. Der Graf schüttelte mißvergnügt den Kopf und sagte: „Sie sind sehr unvorsichtig gewesen. — Und die näheren Umstände dieser Begebenheit, kennen Sie auch die?"

„Nein," antwortete Struensee. „Ich habe Alles erzählt, was ich wußte."

Diese Antwort schien den Grafen zu freuen. Sie sprachen noch lange von den verschiedenen Parteien am Hofe. Struensee klagte, daß man ganz gegen seinen Rath so wenig thue, den russischen Minister zu gewinnen; hier sei sein Bestreben gescheitert an einem entschiedenen persönlichen Widerwillen der Königin gegen Pilzonoff und zumal gegen die Comtesse Reiffenstein. Es sei unmöglich, die Königin abzuhalten, daß sie nicht bisweilen ihrer üblen Laune Luft mache, ungeachtet sie einsähe, daß sie diese Personen durch diese stets wiederholten Ausfälle und Andeutungen erbitterte.

„Geben Sie ein gutes Beispiel," sagte Graf Rosen. „Setzen Sie Ihren eigenen gekränkten Stolz der Sache wegen bei Seite, versöhnen Sie sich mit dem Grafen Tannenberg, ehe es zu spät ist, und versuchen Sie die gekränkte Form herzustellen, so viel es Ihnen möglich ist. Glauben Sie mir, es wird Segen tragen, und Sie werden es nicht bereuen, den Rath eines alten Mannes befolgt zu haben, der noch nicht vergessen hat, wie die

Jugend fühlt. Es würde mir lieb sein, wenn Sie diesen Entschluß recht fest bei sich werden ließen — und ihn ohne Zeitverlust ausführten. Versöhnlichkeit ist an und für sich eine Tugend, welche fast immer gute Früchte für den trägt, der den ersten Schritt thut, und Niemand ist für eine gute Handlung zu vornehm. Graf Tannenberg ist stolz, aber er kam nicht zu Ihnen, um Sie zu beleidigen; Sie haben ihn aber vorsätzlich beleidigt. Il n'y a pas de mal, de faire de tems en tems un peu de bien," fügte er lächelnd hinzu, indem er aufstand, um Abschied zu nehmen. „Man kann nie wissen, wozu es gut sein kann."

„In Wahrheit, Herr Graf, Sie haben mich umgewandt," sagte Struensee, ich bitte Sie, mich öfter mit Ihrem Rath zu beehren, ich werde Sie als meinen Beichtiger betrachten, wenn Sie es erlauben. Ja, ich will den Grafen Tannenberg aufsuchen wie zufällig, und ihm die Hand zur Versöhnung bieten."

„Warum wie zufällig?" sagte Graf Rosen. „Halbe Maßregeln sind schlimmer als gar keine. Thun Sie einen entscheidenden Schritt, gehen Sie zu ihm, das läßt sich schon thun, ohne sich zu demüthigen. Seine Fehler einzugestehen, ist wahrer Solz, edler Stolz, der nichts Entwürdigendes hat. Stolz ist überhaupt niemals niedrig, das ist nur die Eitelkeit, welche allemal im Staube kriecht, wie hoch sie auch stehe."

Struensee klingelte. „Mein Wagen soll vorfahren. Weißt Du, ob Graf Tannenberg nach Hause fuhr?"

„Seine Excellenz gingen von hier zu Ihrer Majestät, der verwittweten Königin,“ antwortete der Läufer. „Aber er ist von da schon wieder fort. Er befahl dem Kutscher, zu dem russischen Minister zu fahren.“

„So brauche ich den Wagen nicht. Es ist gut.“ —

Als der Diener fort war, betrachteten der Graf und Struensee einander einige Augenblicke schweigend. Endlich sagte Struensee: „Sie sehen, das Schicksal widersetzt sich meiner Absicht. Es ist nicht meine Schuld, — aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich mich morgen mit dem Grafen Tannenberg versöhnen werde, wenn er sich versöhnen lassen will.“

„Ich wünschte, daß der Graf sich nicht gleich von hier zur verwittweten Königin begeben hätte,“ sagte Rosen. — „Wohlan, ich habe Ihr Wort. Morgen, — aber nicht später!“

„Auf mein Wort, morgen!“ antwortete Struensee. „Heute hat Graf Tannenberg überdieß zu viel zu thun mit den Mystificationen, die er heute Abend auf der Maskerade ausführen will. Er wird natürlicherweise brilliren in verschiedenen Anzügen, wovon die eine noch prächtiger ist als die andre. Ich habe drei von seinen Trachten ausgespürt, aber ich werde thun, als ob ich ihn nicht kenne, um nicht seine mauvaise humeur zu vergrößern. Es wird eine brillante Maskerade, mit mehreren allerliebsten Quadrillen. Ich kenne kein Vergnügen, das ich einer Maskerade vorzöge. Aber es ist wahr, ich bin mit meinem eigenen Anzug noch nicht in Ord=

nung. Mein Modehändler wartet im Vorgemach. Das ist die wichtigste Audienz an einem Maskeradentage," fügte er lächelnd hinzu. „Dieser Tag gehört der Freude. Morgen ist auch ein Tag; der soll meiner moralischen Besserung gewidmet sein. Sie können sich auf mich verlassen, Herr Graf, Sie sollen morgen mit mir zufrieden sein."

Der alte Graf drückte ihm die Hand und verließ ihn mit leichtem Herzen. Auch Struensee fühlte sich wohlgemuth, denn er hatte sich selbst besiegt, und ein solcher Sieg hat seine Belohnung in sich selbst.

Graf Struensee hatte Recht, es war eine brillante Maskerade, und vielleicht die prächtigste und lebendigste von allen bisherigen. Aber die ganze Beaumonde der Hauptstadt war auch mehrere Tage in Bewegung gewesen, um sie zu verherrlichen. Das Hoftheater auf Christiansburg, in dem einen halbrunden Seitengebäude über den königlichen Ställen, war fast nicht groß genug, um alle Eingeladenen zu fassen, ungeachtet mehrere Säle und Cabinette in Verbindung mit dem Theater gesetzt waren. In allen Gängen wimmelte es von maskirten Gästen, die sich zum Feste begaben. Kammerjungfern, Hofbediente und eine Menge begünstigter Zuschauer standen in Reihen, um diese prachtvollen und wechselnden Aufzüge anzusehen. Die große Reitbahn innerhalb des

äußersten Schloßthors war mit geringeren Zuschauern erfüllt, denen es genügte, die vornehmen Pferde und Equipagen zu betrachten nebst den Läufern, deren knisternde Fackeln einen brandrothen Schein über die bewundernde Menge und auf die alten Schloßmauern warfen. Ueberall war Gedränge.

Der französische Opernsaal, wie das Hoftheater damals genannt wurde, war aufs Prächtigste geschmückt; unzählige Kronleuchter und Spiegellampen hoben die reiche Vergoldung der Logen, die inwendig mit Sammet und Seide behangen waren. Der Fußboden, wo die Zuschauer sonst saßen, war in gleiche Linie mit der Bühne erhoben, so daß das Ganze einen einzigen großen Saal ausmachte. Ein zahlreiches Orchester nahm die Seiten der Bühne ein, welche einen Hain darstellte. Im Hintergrunde führte eine große Laubhütte, mit matten, bunten Lampen behangen, zu kleinen Seitencabinetten, die mit rothem Damast überzogen waren, und deren reicher Schmuck mit prächtigen Spiegeln, funkelnden Kronleuchtern und vergoldeten Canapees deutlich zeigte, daß sie zunächst für die königlichen Herrschaften bestimmt waren. Ein halbrunder Saal im Hintergrunde schloß das schöne Perspectiv, das durch die Spiegel an den Wänden dieses Zimmers verdoppelt wurde; es war der Foyer des Theaters. Eine Reihe großer prachtvoller Säle füllte den Rest dieses Flügels.

Die Maskerade war in vollem Gange, ein festlicher Aufzug löste den andern ab, Alles drängte sich nach dem

Theatersaal, die Logen waren besetzt, unten wimmelte es von lustigen bunten Masken. In einer der kleinen rothen Cabinette saß Lisette an einem Fenster, das hinter der großen Gardine aufstand, um Kühlung zu verschaffen. Da sie zur Aufwartung der Königin zugegen war, entfernte sie sich nur auf einzelne Augenblicke von ihrem Platze. Sie saß mit der Hand auf das Fensterbret gestützt und starrte hinaus in die mondhelle Nacht. Der bewölkte Himmel stritt mit dem Lichte des Vollmonds, und schwere Schneewolken jagten unaufhörlich dem Monde vorüber. Die Glocke schlug Zwölf. Die tiefe gewaltige Glocke im Schloßthurm sandte ihre gebieterische Stimme aus, und gleichsam als ob Alles, selbst die Zeit nicht ausgenommen, dem Gebot der Königsmacht gehorchte, wiederholten alle Kirchglocken die Schläge mit unterthänigem Laut. Diese klangvollen Stimmen waren erklungen längstentschlummerten Menschengeschlechtern; alle andern Stimmen waren verstummt, diese lebten noch, und werden künftigen Geschlechtern erklingen mit einem Laute, welchen die Jahre nicht schwächen. Der Wächter sang seinen Vers. Lisette war trübsinnig und fühlte sich verlassen, sie dachte an den Tod, der Alles ebnet und gleich macht; denn alle die, welche jetzt fröhlich und zuversichtlich waren, sollten einst eine höhere Freude gewinnen, eine unvergängliche; aber alle die, welche jetzt bange und betrübt waren, sollten einst den Trost finden, der in dem schönen Vers enthalten ist, womit die Mitternachtsstunde nach altem Brauch noch jetzt in Kopenhagen verkündigt wird:

Um Mitternacht wollt werden
Der Menschen Heil geborn,
Zum Trost für uns auf Erden,
Die wir sonst warn verlorn.
Die zwölfte Stund jetzt ist;
Mit Zung und Mund,
Von Herzens Grund
Empfehlt euch Jesum Christ. —*)

Und dieser fromme Vers gab Lisetten ein Gleichgewicht und eine Ruhe, die sie vermißt hatte, und zerstreute die schwermüthigen Gedanken, womit sie diese der Freude gewidmete Nacht begonnen hatte. Sie schlich leise aus dem Cabinet und wählte bescheiden einen Platz in der halbdunkeln Laubhütte, von wo sie das Fest überblicken konnte.

Alle Logen waren besetzt. In der königlichen Loge stand des Königs Spieltisch in einer Ecke. Die vornehmsten Hofleute füllten die Logen; der König sprach mit dem Grafen Saint-Germain, der sich nicht dazu verstehen konnte, das blaue Band des Elephantenordens unter dem Domino zu verbergen. Die Königin saß mit der Hand unter der Wange, und den Ellbogen gestützt auf das rothe Sammetkissen mit Goldfransen, welches den Rand der Loge bedeckte. Ein Mann in einer prächtigen Rittertracht ging durch den Saal, stolz wie ein König, im Bewußtsein seines Ranges und seiner prachtvollen Tracht, die unstreitig die kostbarste war auf der ganzen Maskerade. Es war Graf Tannenberg. Als

*) Dieß ist die uralte Uebersetzung des Bischofs Kingo, der den dänischen Wächtervers verfaßte.

er der Loge der Königin vorbeikam, wandte er unwillkürlich den Kopf nach der entgegengesetzten Seite, indem ein unmerklicher Seufzer einer Brust entstieg, die vielleicht nie zuvor einen Seufzer ausgestoßen hatte. Eine alte Zigeunerin folgte ihm wie sein Schatten, ohne daß er es zu bemerken schien; jedesmal wenn der Graf stille stand, hielt auch sie an, um jedes Wort, das aus seinem Munde ging, zu belauschen. Grade vor der königlichen Loge stand ein Magier, dessen Zauberstab sich unwillkürlich senkte, als der Ritter einen Augenblick vor ihm anhielt; er betrachtete ihn starr, als ob er mit ihm sprechen wolle, erhob seine schlanke Gestalt noch höher und ging sodann weiter, ohne ein Wort zu sagen. Dieser Magier, umschlungen von einem Gürtel mit dunkeln, mystischen Zeichen, dieser Zauberer, der das Vorurtheil mit seinem mächtigen Stabe besiegt und das Schicksal gezwungen hatte, ihm zu gehorchen, — und doch nicht abwenden kann, was ihm die nächste Stunde bringen wird, es ist Graf Struensee, noch in dieser Stunde der allmächtige Minister. Hinter des Königs Stuhl steht ein Herr im schwarzen Domino mit einem Barett und Federbusch, es ist Graf Brandt. Seine feurigen Augen, sein kluges Gesicht und seine braune Gesichtsfarbe waren unter einer Halbmaske versteckt, welche jedoch nicht den untern Theil des Gesichts bedeckte, so daß man deutlich erkennen konnte, wie blatternarbig es war. Ungeachtet er wohl wußte, daß nur wenige Damen zugegen waren, welche nicht auf ihn, den erklärten Günstling des schönen Geschlechts, Acht gaben, so war doch in seinem Ausdruck

und in seiner Stellung eine anziehende Bescheidenheit, die sich in seiner Unterhaltung mit Damen am deutlichsten zeigte. Wenn man ihn an sonst nichts erkannt hätte, so wäre es doch leicht möglich gewesen an seiner kecken Haltung und an einem sehr charakteristischen Wurf des Kopfes, der ihm sehr gut stand. Graf Brandt war von einer altadelichen Familie; seine intime Freundschaft mit Struensee hatte ihn zum Grafen gemacht. Man stellte häufig Vergleichungen an zwischen den beiden Freunden, und die Aristokratie sprach sich stets zu Gunsten des Grafen Brandt aus, welche die Macht des Blutes in seinen geringsten Bewegungen spürte. Er grüßte mit der Hand zu einem Bettelmönch hinunter, der mit seinem Beutel unter dem Arm ging, um Almosen für eine unglückliche Familie zu sammeln; es war Graf Rosen. Morgen verdoppelt er selbst die eingesammelte Summe und schafft ein Paradies, wo heute Abend nur Kummer und Mangel herrscht. Zu seiner Seite geht eine Nonne mit dem Rosenkranz in der Hand; es ist Elisabeth. Sie nickt freundlich einer alten Dame zu, welche in der Loge sitzt nicht weit von der Königin. Die alte Dame, welche so aufrecht und doch so ehrerbietig dasitzt, ist die Geheimeräthin Helmstorff. Ein Ritterjüngling will sich durch den Schwarm drängen, um sich der Nonne zu nähern; aber eine Türkin bemächtigt sich seines Arms und fordert ihn auf, ihr Begleiter zu sein. Er muß ihr zu der königlichen Loge folgen. Der sehnsuchtsvolle Blick, welchen der Knappe nach der Nonne wirft, verräth den Sophus, und die ausgelassene Schelmerei, womit die

Türkin ihn zwingt, die Richtung seiner Schritte zu verändern, bezeichnet die Generalin Geldern. Wenn man noch nicht wüßte, daß die Zigeunerin die Comtesse Reiffenstein sei, so würde man es errathen können an der zärtlichen Aufmerksamkeit, welche ihr eine Maske beweist, die nichts als Pirouetten und Battements macht. Die seltsame Zusammensetzung der Tracht derselben, welche zu erkennen geben soll, daß Oberst Held einer von den Bewohnern des Olymps ist, bezeugt, wie verwirrt des Obersten mythologische Vorstellungen sind.

Die Königin war den ganzen Tag zerstreut gewesen. Diese Laune verfolgte sie auch auf der Maskerade; sie wechselte mehrmals ihren Anzug, als ob sie mit dem veränderten Kleide auch den Mißmuth ablegen wollte, der ihr den größten Theil der Freude raubte; aber dieß Vorgefühl ließ sich gleichwohl nicht bezwingen. Die Generalin Geldern bemerkte es und sagte: „Ihre Majestät gleichen sich selbst nicht heut Abend. Nicht einmal die Maske ist im Stande, diesen Ernst zu verbergen, der mit den Umgebungen nicht harmonirt.“

„Ich bin wehmüthig gestimmt,“ antwortete die Königin, welche gedankenvoll den Aufzug und die Quadrillen betrachtete, welche sich im Saale unten bewegten. „Ich weiß selbst nicht warum. Ich habe keinen Grund dazu. Nicht einmal dieß lustige Getümmel kann mich aufmuntern. Ich könnte jeden Augenblick weinen.“

„Ihre Majestät machen mich ganz unruhig. Sie sind doch nicht krank?“

„Nein, Cäcilie, mir fehlt nichts. Ich bin vollkommen wohl.“

„Hat Ihre Majestät irgend etwas Widriges betroffen? Verzeihen Sie, daß ich so dreist bin zu fragen, aber Sie wissen, wie aufrichtig ich an Allem Theil nehme, was Ihre Majestät betrifft. Hier sind so viele von unsern Feinden zugegen. Vielleicht der Anblick derselben — —“

„Ganz und gar nicht. Nein, Du wirst es kaum glauben, mir ist vielmehr so zu Muth, daß ich nicht einmal Haß empfinde gegen meine Feinde. Ich könnte mich mit der ganzen Welt an diesem Abend versöhnen. — Und eigentlich gesprochen, giebt es wohl Niemand, den ich grade hasse. Es gehört viel dazu, zu hassen. Man sagt es so leicht, aber es ist gleichwohl nicht so leicht gethan. Es ist meiner Natur entgegen. Ich bin weit mehr geneigt zu lieben als zu hassen. Warum können nicht alle Menschen einander lieben?“

Die Generalin schielte seitwärts, um aus dem kleinen Theil, welchen die Maske von dem Gesichte der Königin nicht verbarg, auf den Ausdruck des größeren nicht sichtbaren Theiles zu schließen. Als die Königin schwieg, sagte sie lachend: „In Wahrheit, dieser plötzliche Uebergang, seine Feinde zu lieben, ist ein beruhigendes Symptom. Sehen Sie, da ist gleich ein Gegenstand für Ihrer Majestät Liebe,“ fuhr sie fort und zeigte mit dem Fächer hinüber nach dem Grafen Pilzonoff, der ohne Maske in einer Loge ihnen grade gegenüber stand. „Ich muß mit Ihrer Majestät ausrufen: warum ist es nicht möglich

zu lieben — was so unliebenswürdig ist. Je le déteste, moi."

„Et moi aussi," sagte die Königin lächelnd, nahm die Generalin am Arm und verließ die Loge. Ueberall, wo sie hinkamen, wichen die Masken zur Seite, Jeder erkannte die Königin trotz ihrer Verkleidung. —

„Wahrsage mir, Du wandernde Tochter des Morgenlandes, und laß mich dann in Frieden," sagte der Ritter in der prächtigen Tracht, halb im Ernst, halb im Scherz zu der Zigeunerin, deren unablässige Nachfolge ihm endlich beschwerlich fiel. Graf Tannenberg war allzu routinirt auf der Maskerade, um zu einer Maske anders als im Geist ihres Charakters zu sprechen. „Sage mir, was ich jetzt denke, und ich will Deine Kunst preisen."

Er streckte ihr die Hand entgegen. Die Zigeunerin ergriff sie, und sagte halblaut: „Edler Ritter, Ihr seid zweifelhaft mit Euch selbst, welchen Entschluß Ihr fassen sollt. Euer Beichtvater hat Euch aufgefordert, das Kreuz zu nehmen und nach dem heiligen Lande zu ziehen, aber Ihr seid schon lange das friedliche Leben gewohnt, Ihr scheut es, Euch für die heilige Sache zu rüsten. Aber es steht in den Linien Eurer Hand geschrieben, daß, wenn Ihr das Kreuz ergreift, Ihr durch das Kreuz siegen werdet."

„Ihr irrt, Mutter," antwortete der Ritter. „Unbestimmtheit ist nicht heimisch in meinem Geschlecht, und wir sind just nicht verwöhnt durch den Frieden. Niemand kann länger Frieden haben, als sein Nachbar es will, sagt das Sprichwort. Ich habe das Kreuz genommen,

— der Sieg ist ungewiß, er liegt in des Schicksals Hand, aber der Kampf liegt in meiner eignen Hand, und er soll ehrlich gekämpft werden."

Während er sprach, gab er sich vergebens Mühe, der Zigeunerin unter die Maske zu sehen. Als er sich umdrehte, um zu gehen, machte die Wahrsagerin eine Bewegung, ihn zu verlassen, aber indem näherte sich eine grimmige weibliche Gestalt im Domino, trat rasch zur Zigeunerin und flüsterte: „Verlaß ihn nicht und paß auf, mit wem er spricht. Wir wissen noch nicht, ob wir ihm trauen dürfen."

„Unbedingt," antwortete die Zigeunerin eben so leise. „Er hat sein Wort gegeben, das ist sichrer als ein Eid."

„Thu, wie ich gesagt habe," flüsterte der Domino wieder, und entfernte sich. Die Zigeunerin folgte dem Ritter in kurzem Abstand. Der Domino verschwand unter den anderen Masken. —

„Fromme Schwester, bedenke mich in Deinem Gebet," sagte der Knappe zu der Nonne, welche bei dieser plötzlichen Anrede stark erröthete und den Schleier noch dichter um sich zog, als ob sie fürchte, das Feuer ihrer Wangen werde durch die Maske scheinen.

„Mein wackrer Knappe, wenn Du so weise wärst, wie Dein Name lautet, würdest Du unsern Pilgergang nicht stören," sagte der Mönch, welcher sie begleitete. „Obgleich Du Sophus heißest, ist doch der Weisheit Göttin Sophia nicht Deine Abgöttin," fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, indem er ihm mit den Fingern drohte.

„Ihr habt Recht, Pater,“ sagte Sophus eben so leise. „Ich bin ein guter Katholik, und habe keine heidnischen Gottheiten. Meine Göttin ist die heilige Elisabeth. Ich darf wohl annehmen, daß Ihr so bewandert seid in den Legenden, um zu wissen, wie würdig die heilige Elisabeth unsrer Anbetung ist.“

„Benedicite, mein Sohn! Die heilige Jungfrau und Sancta Elisabeth seien mit Dir,“ sagte der Mönch, und setzte seine Wanderung mit der schweigenden Nonne fort. —

„Wie, Herr Ambassadeur! Sie sind ohne Maske an einem Abend, wo die Königin gewünscht hat, daß Alle maskirt erscheinen?“ sagte Lord Karther, der seine große Gestalt in eine bunte Rittertracht eingehüllt hatte.

„Ich denke, daß der Repräsentant der Kaiserin von Rußland es wohl wagen darf, solchen Capricen nicht zu gehorchen,“ antwortete Graf Pilzonoff auf seine gewöhnliche unfeine Weise. „Ich bin übrigens gar nicht ohne Maske, denn ich thue, als ob mir Alles behagte. Was kann man mehr verlangen? Aber seien Sie nur ruhig! Wenn m e i n e Zeit kommt, spiel' ich meine Rolle, während die Andern müde sind, die ihre zu spielen; da wird es mehr Effect machen.“

„A la bonne heure! Das wird mich belustigen. Aber geben Sie mir einen Wink, denn es ist nicht meine Force, Verkleidungen zu errathen; Sie sind der Einzige, den ich noch erkannt habe. Ich bin heut Abend ganz wie mit Blindheit geschlagen.“

„Das ist ein Zustand, den ein Diplomat nicht ungestraft haben darf,“ sagte Pilzonoff lachend. „Ich werde

mich beeilen, Ihrer Excellenz Blindheit zu benutzen; denn ich darf pariren, daß Sie morgen desto klarer sehen werden."

Die beiden Diplomaten verließen einander. Lord Karther begab sich zu der königlichen Loge, um an der Partie Tarock Theil zu nehmen, wozu er sich versagt hatte. Graf Brandt, welcher gut Tarock spielte, ein Favoritspiel bei Hofe in jener Zeit, hatte mittlerweile die Karten des Ministers genommen. Pilzonoff, der zu dieser Ehre nicht versagt war, mischte sich unter den Schwarm.

„Mein leiblicher Vetter Held, Du überraschest mich durch Deine sinnreiche Verkleidung," sagte Seifensee, der seine Hoftracht unter einer Mönchskappe verborgen hatte. „Vertraue mir, aus verwandschaftlicher Freundschaft, was Du eigentlich vorstellst. Aus der Leichtigkeit in Deinen Bewegungen und aus Deinem fliegenden Gewande möchte ich fast schließen, daß Du ein Zephyr bist. Bist Du wirklich ein Zephyr, Vetter?"

„Nein, ein Zephyr bin ich just eigentlich nicht, ungeachtet es mir an Leichtigkeit dazu keinesweges fehlt," antwortete der Oberst mit einem Entrechat.

„Diese Lanze in Deiner rechten Hand ist eins von den Attributen des Mars," fuhr der Kammerherr fort, indem er dessen Tracht musterte. „Es erinnert an Deine militärischen Meriten, welche Dich celebre gemacht haben. Der Bogen, der über Deiner Schulter hängt, gehört dem Amor, aber ich sehe keine Pfeile. Du hast doch nicht den Bogen als überflüssiges Inventarium hingehängt und machst nun Deinen eignen Rücken zu Deiner Polterkammer? — Und ein Helm mit Flügeln! Ah,

jetzt versteh' ich Dich. Du bist der Gott der Diebe, Mercurius, der bewaffnet auf Raub ausgeht; deßhalb bist Du unaufhörlich um Comtesse Reiffenstein. Gare, Mademoiselle la Comtesse, ou vous êtez perdue. Aber Trikot kleidet Dich admirable, das muß man Dir einräumen, sans flatterie." —

„Das zeigt die Figur," sagte der Oberst, indem er wohlbehaglich einen Blick warf auf seine hellrothen Beine mit blauen Sandalen. — „Aber ein Mercurius, das bin ich just eigentlich nicht."

„Du bist unwiderstehlich heut Abend, was Du auch sein magst. Und überdieß bist Du ein Räthsel, das man der Gesellschaft der Wissenschaften als Preisaufgabe vorlegen könnte, ohne daß Jemand es lösen würde. Du bist die interessanteste Maske auf dem ganzen Ball. Morgen spricht man von Niemand sonst als von Dir, — oder doch wenigstens eben so sehr wie von Frau Blech, die eine eben so unerklärlich mythologische Figur ist. Ich glaube, daß sie la sage femme de l'Olympe vorstellt, insofern der Olymp so wohl arrangirt war. Aber es giebt ja Götter und Göttinnen für Alles, warum sollte die Hebammenkunst nicht auch ihre Göttin haben?"

„Ihr Anzug ist vielleicht nicht ganz glücklich heut Abend," sagte der Oberst. „Es ist übrigens eine charmante Frau. Hör, im Vertrauen, morgen wird das Patent des Barons Blech als Lehnsbarons unterschrieben. Graf Struensee hat ihm seine Protection versprochen, Comtesse Reiffenstein unterstützt die Sache; er erigirt

eine Baronie, und morgen wird meine Tochter Elisabeth verlobt mit dem jungen Lehnsbaron, Stammherrn des stolzesten Besitzthums in Dänemark. Und ich habe das mit einer Feinheit betrieben, mit einer Diplomatie, die meine andre Natur ist. Man ist ein Intrigant, mon cher, man ist fein, man reüssirt endlich. Es ist noch ein Geheimniß, aber seinem besten Freunde, seinem Cousin germain darf man es immerhin vertrauen. Ich bin ein glücklicher Vater."

„Mon dieu! Und ich glaubte, daß Deine Tochter eine ganz andere Passion habe. Wie man sich täuscht! Das muß also ein Irrthum sein."

„Fräulein von Held hat keine Passion ohne ihres Vaters Einwilligung," sagte der Oberst mit einer väterlichen Würde, welche besonders seine Trikottracht und flatternden Gewänder kleidete.

„Glücklicher Vater, der das sagen kann. Ich mache Dir mein Compliment, mon cher. Und glückliche Tochter, die einem Vater hat, der so liebreich für ihre Zukunft sorgt. Meine Niece wird ein Muster einer glücklichen Frau werden — sofern sie nur nicht stirbt vor der Hochzeit aus Antipathie gegen ihren künftigen Gemahl. Das ist immer ein Risiko." —

Der Magier trat in die königliche Loge, und nahm wie zufällig den Platz hinter des Königs Stuhl ein, den Graf Brandt bisher mit einer Beharrlichkeit behalten hatte, welche verrieth, daß es nicht Zufall war. Struensee hatte nicht Unrecht, wenn er gegen den Grafen Rosen klagte, daß er ein Sclave sei; denn seine Stellung ver-

urtheilte ihn dazu, sich unablässig in der Nähe des Königs aufzuhalten; diesen beschwerlichen Posten durfte er mit seinem vertrautesten Freunde theilen, und man sah deswegen beständig einen von den beiden Grafen hinter des Königs Stuhl.

„Endlich," flüsterte Brandt, der Struensee's Ankunft ungeduldig erwartet hatte. „Sie vergessen, es ist nicht blos um Gottes Willen, und eben so wenig allein des Königs wegen, daß ich die Maskerade besuche. Ich habe hundert Eisen im Feuer, und es ist nicht weit bis zur Demaskirung; wenn einige von ihnen verbrennen, ist Ihre Unbarmherzigkeit Schuld daran."

„Sagen Sie mir, wer war die Maske, welche vorher neben Ihnen stand und dem König in die Karten sah ganz gegen alle gute Lebensart," fragte Struensee leise.

„Ihr Feind," antwortete Brandt lächelnd.

„Deren habe ich gottlob so viele, daß die Wahl mir in diesem Augenblick schwer fällt," sagte Struensee lachend.

„Der ärgste von allen! Nun müssen Sie doch auf die rechte Spur kommen."

„Wie? Des Erbprinzen Secretair? Ein Professor in Rittertracht! Quelle travestissement! Eine Mönchkutte wäre paßlicher gewesen."

„Die hat er vielleicht auch gewählt; Gott weiß, in welchem Winkel er umherschleicht. Nein, der war es nicht."

„So geb' ich es auf, es zu errathen."

„Schande Ihrer Menschenkenntniß, wenn Sie nicht mit einem halben Auge sehen, daß ein Unterofficier unter

dem Ritter steckt. Es war Oberst Koller, um nicht mehr Worte um ein Bagatel zu verlieren.“

„Koller! Ja, er thut mir allerdings die Ehre an, mich zu hassen, weil ich seine lieben Verwandten nicht befördern will. Der Mensch ist mir ordentlich widerlich, es ist etwas so Rauhes und Abscheuliches an ihm, daß ich den Eindruck, den er auf mich macht, nicht besser beschreiben kann, als wenn ich auf ihn anwende, was ein orientalischer Dichter von einem Ideal der Niederträchtigkeit sagt: er sieht aus, als ob er keine Mutter gehabt habe, sondern von einem Manne zur Welt gebracht sei. Es ist ihm etwas angeboren, das ihn zum Auswurf stempelt.“

Graf Brandt verließ die Loge und mischte sich unter den Schwarm, wo man ihn bald sehr geschäftigt sah. Es war eine beneidenswürdige Leichtigkeit, womit er seine kleinen heimlichen Gespräche wechselte, welche seine eigenen Worte bestätigten, daß er hundert Eisen im Feuer habe.

Graf Struensee blieb stehen hinter des Königs Stuhl. Seine zerstreuten Blicke schwebten über den Anwesenden, ohne auf irgend einem bestimmten Gegenstande zu haften. Der König wandte sich um und sagte: „Graf Brandt, welche Karte soll ich ausspielen, die oder die? Ah, changement de décoration, Graf Struensee! Welche meinen Sie? Sie sind ja ein Liebhaber von Charaden, Graf Saint-Germain, können Sie mir sagen, wer der sicherste Monarch ist? Das ist der König von Dänemark, denn er hat immer den Rücken gedeckt.“

„Diese, Ihre Majestät,“ sagte Struensee, ohne zu wissen, wie das Spiel stand, indem er auf die eine Karte zeigte. Der König spielte sie aus, und verlor. Dieß Unglück ärgerte ihn, und mit verdrießlicher Miene sagte er: „Wenn ich schlechten Rath haben will, so kann ich ihn bei mir selber holen. Aber den Lohn habe ich mir selber verdient, ich mußte wissen, daß ein König niemals den Löwen werfen und auf den Hasen halten muß. Herr Ambassadeur,“ fuhr der König zu Lord Karther fort, „ich protestire gegen den Verlust, Sie können sich bei dem Endossanten bezahlt machen, das ist ja nach dem Wechselrecht.“

Lord Karther lachte. Graf Saint-Germain ergriff die Gelegenheit, des Königs ausgebreitete Kenntnisse zu lobpreisen. Struensee sah gleichgültig aus. —

Graf Tannenberg war indeß unablässig von der Zigeunerin verfolgt worden, welche jede Anforderung der Masken, ihnen ihr Schicksal zu prophezeien, mit stummem Kopfschütteln beantwortete. Diese Bewachung ärgerte den Grafen, um so mehr, als er sich mehrmals einem weiblichen Domino genähert hatte, um einige unbemerkte Worte an ihn zu richten; aber jedesmal war die verhaßte Zigeunerin neben ihm gewesen.

Da entdeckte sie plötzlich in der Ferne eine Nonne, welche im Vorbeigehen wenige Worte mit dem jungen Knappen gewechselt hatte. Die starke Hitze hatte die Nonne gezwungen, die Maske auf eine Secunde zu lüften und sich auf ihren Schleier zu verlassen. Die Comtesse hatte Elisabeth erkannt. Die Eifersucht trug den

Sieg davon." Wie ein Pfeil schoß sie durch den Schwarm und stand vor der Nonne, welche in diesem Augenblick ohne Begleitung war. Die Zigeunerin ergriff ihre Hand und sagte mit verstellter Stimme: „Her Deine Hand und laß mich sehen, ob alles das Unglück, das ich auf Deiner Stirn lese, in den Linien Deiner Hand Bestätigung findet. — Du bist zum Unglück geboren, mein Kind," fuhr sie fort. „Gram und Herzeleid liegen in den tiefen Furchen Deiner Hand; hier geht die Lebenslinie, sie ist kurz und abgebrochen. Du wirst jung sterben, aber noch ehe der Tag kommt, wirst Du manches Unglück gelitten haben. Dein Anbeter wird Dir treulos, es ist wohlbedacht, daß Du den Schleier nimmst. Laß mich sehen, wie viele Linien wohl diese durchbrechen! Eine, zwei, drei. Kind, ich sage Dir, wenn drei Jahre verlaufen sind, so ist Dein Ende da. Drei kurze Jahre, das ist Alles, was das unbeugsame Schicksal Dir zugesteht. Wenn die drei Jahre um sind, gehörst Du dem Grabe an."

„Pfui, das ist eine häßliche Prophezeihung," sagte Elisabeth und zog rasch ihre Hand an sich. „Wie können Sie es über's Herz bringen, mir so grausam zu wahrsagen?"

„Ueber's Herz bringen? O mein liebes Kind, unser Volk ist nicht so weichmüthig. Käme es auf mich an, so erhielte die fromme Schwester Elisabeth nicht so viel Zeit, um sich vorzubereiten."

„Kennen Sie mich? Sie machen mich ganz bange," sagte Elisabeth. „Lassen Sie mich gehen, es kann doch

unmöglich Ernst sein, daß irgend ein Mensch es so übel mit mir meint. O Gott, lassen Sie meine Hand los!" brach sie aus, als die Zigeunerin ihr die Hand so preßte, daß sie nahe daran war zu schreien.

„Ich glaube wirklich, daß es ein böser Geist war," sagte die erschrockene Elisabeth bei sich selbst, als die Comtesse sie verlassen hatte. „Meine Hand ist ganz lahm, — und sie hat mir ordentlich einen blauen Fleck gekniffen. Pfui, es ist abscheulich. Und war eine gräuliche Prophezeihung. Möchte ich nur meine Tante finden, mir ist so ängstlich zu Muthe unter allen diesen todten Gesichtern, die mir wie lauter Gespenster vorkommen." —

Als die Comtesse den Grafen Tannenberg verlassen und er sich überzeugt hatte, daß er nicht länger beobachtet wurde, suchte er die Dame im schwarzen Domino auf. Ohne irgend eine vorbereitende Einleitung zu machen, bot er ihr seinen Arm und führte sie zu der dunkeln von matten Lampen erleuchteten Laubhütte, wo sie sich auf eines der Sophas setzten, die in den Vertiefungen standen rund um den Laubsaal, der in diesem Augenblicke leer war.

„Comtesse," sagte er, „Sie müssen mich einen Augenblick hören. Die Umstände erlauben mir keine Vorbereitungen."

Bei dem Ton seiner Stimme sprang die Dame auf und wollte sich schnell entfernen, aber der Graf hielt sie zurück und nöthigte sie, ihren Platz wieder einzunehmen. Seit vielen Jahren hatten die Comtesse und Graf Tannenberg

einer stillen Uebereinkunft zufolge, einander zu vermeiden, nicht mit einander gesprochen.

„Ich muß mit Ihnen sprechen. Der Augenblick ist kostbar. Ich weiß, daß Sie mich hassen, Comtesse, und ich gestehe, daß ich Ihren Haß verdient habe. Graf Tannenberg hat noch nie sich vor einem Menschen gedemüthigt, vor Ihnen demüthige ich mich, Comtesse, ich bitte um Ihre Verzeihung, ich bettele darum — ja ich bettele darum, ich werde nicht ruhig sterben, wenn ich nicht Ihre Verzeihung erhalte. Ich hoffe, daß dieß Geständniß Ihren gekränkten Stolz zufriedenstellen wird."

Es war eine ungewöhnliche Weichheit in des Grafen Stimme, verbunden mit einer unruhigen Heftigkeit, welche noch mehr Gewicht legte auf die Worte eines Mannes, dem die Weichheit so fremd war.

„Herr Graf," sagte die Dame mit Anstrengung, „diese Unterredung ist wohl gleich peinlich für uns Beide. Weßhalb wollen Sie nach Verlauf so vieler Jahre eine unglückliche Bekanntschaft erneuern, die ich leider nicht abläugnen kann. Womit habe ich es verdient, daß Sie mich noch mit derselben Grausamkeit verfolgen wollen, der meine Jugend als Opfer gefallen ist?"

„Für einen alten Mann hat der Augenblick eine andre Bedeutung als für die Jugend. Vielleicht ist meine Zeit abgelaufen; Niemand weiß, was der nächste Tag in seinem Schooß trägt. Es ist ja nicht unmöglich, daß mir nur noch wenige Stunden übrig sind. Dieß Fest hat eine andre Wirkung auf mich gemacht als auf alle die Uebrigen, es hat mich an die Eitelkeit des

Irdischen gemahnt. Ich gestehe Ihnen, Comtesse, was ich noch nie Jemandem gestanden habe, die Erinnerung an die verschwundenen Tage erfüllt mich nicht mit Selbstzufriedenheit. Ich wünschte, daß Vieles nicht geschehen wäre, was — — — Ja, nach Verlauf so vieler Jahre werfe ich mich wieder Ihnen zu Füßen. Vergeben Sie mir, Mathilde, lassen Sie mich nicht gehen, ohne Ihre Vergebung empfangen zu haben — die Stunde kann vielleicht bald kommen, wo Sie es bereuen werden, daß Sie mir ein versöhnendes Wort verweigerten, und wo es nicht mehr in Ihrer Macht steht, mir die Todesstunde zu erleichtern. — Haben Sie wirklich kein tröstendes Wort? Ist Haß und Abscheu denn das einzige Gefühl, das Ihnen noch übrig ist? — Aber ich habe Ihre Unversöhnlichkeit verdient, ich habe es verdient, daß man mir es grade in die Augen sagt, Graf Tannenberg habe weder Ehre noch Gewissen, und habe aufgehört, ein Edelmann zu sein."

„Nein, Herr Graf, ich habe Ihnen längst vergeben," sagte Comtesse Thralau. „Es ist nicht Haß, was in diesem Augenblick mich von Ihnen entfernte, es war die Ueberzeugung, daß Sie über alle Reue hinweg wären, daß Sie mich geringschätzten. Ich wiederhole es, ich habe Ihnen längst vergeben; denn ich habe erkannt, daß mein thörichter Trieb nach Unabhängigkeit die Formen und Rücksichten bei Seite setzte, die unser Geschlecht nie ungestraft übertreten darf. — Und nun haben wir wohl nichts mehr einander zu sagen, Herr Graf. Dieß muß unsre erste und letzte Unterredung sein; ich hoffe, daß

sie bei uns Beiden einen wohlthuenden Frieden zurücklassen wird, den Frieden, welchen ich wenigstens vermißt habe, und den Ihre Worte mir zurückgegeben haben — Achtung vor uns selbst."

Comtesse Thralau wollte aufstehen, aber der Graf hielt sie zurück. „Noch ein Wort, Comtesse, welche der Drang des Augenblicks mich nöthigt, Ihnen zu sagen. Man belauscht jeden meiner Schritte, man setzt Mißtrauen in mich, ich merke es wohl; aber mein Weg ist nun einmal bezeichnet. Graf Tannenberg thut keinen Schritt zurück. Sie stehen auf einem Vulkan, Comtesse, der Ausbruch wird Sie mit sich reißen. Die Königin ist allzu unvorsichtig, es kann unmöglich so bleiben, der Königin Vertrauen wird gemißbraucht, Struensee ist ein Rasender, er muß fallen und die Umgebung der Königin wird mit ihm fallen. Entfernen Sie sich aus dieser Umgebung, noch ist es Zeit."

„Ich sollte die Königin verlassen!" brach die Comtesse bestürzt aus. „Nie, Herr Graf, nie! Wie können Sie mir so etwas vorschlagen? Wie können Sie als Edelmann es sogar nur denken?"

„Nein, Sie sollen sie nicht verrathen; aber Sie sollen dem Sturm ausweichen, um sich für die Königin zu retten. Ich sehe voraus, was kommen wird, ich wünsche, der Königin eine geprüfte Freundin zu erhalten. Ihr Schicksal wird ewige Entfernung sein, das ist unvermeidlich, eben so unvermeidlich wie Struensee's Fall. Wozu nützt das der Königin? Folgen Sie meinem Rath, ein paar Worte nach der entgegengesetzten Seite hin werden das Verhält-

niß ausgleichen; die Entfernung, welche spät oder früh Alles treffen muß, was jetzt die Königin umgiebt, wird Sie nicht treffen, und einst werden Sie zur Königin wieder zurückkehren können, die es Ihnen danken wird, in ihrem Interesse gehandelt zu haben."

„Aber ich verstehe Sie nicht, Herr Graf. Sie sprechen, als ob der Königin ein Unglück bevorstände. Wenn Sie eine Ahnung davon haben — — —"

„Davon kann Jeder dieselbe Ahnung haben wie ich, Jeder, der seine Zeit beobachtet hat. Glauben Sie mir, ich spreche eben so sehr im Interesse der Königin, wie in Ihrem eignen. Ich wünsche von Herzen, daß die Zeit einmal kommen mag, wo Ihre Majestät sich überzeugen muß, daß Graf Tannenberg es ehrlich gemeint hat, wenn auch der Schein gegen ihn gewesen ist. Ich wünsche, Ihnen, Comtesse, meine persönliche Ergebenheit zu beweisen. Es wird Sie nicht reuen, meinen Rath befolgt zu haben. Lassen Sie mich die Ueberzeugung mit mir nehmen, daß ich Ihnen nützlich gewesen bin."

„Mein Entschluß ist unwiderruflich," sagte die Comtesse mit Bestimmtheit. „Ich weiß, daß die Königin Feinde hat, aber Gott wird sie beschirmen, und Graf Tannenberg wird nie seinen Namen damit beschmutzen, der Feind seiner Königin zu werden. Wahrlich, ich erstaune, Aeußerungen von einem Tannenberg zu hören, die sich für Pilzonoff passen würden. Nein, nicht auf eine Sekunde werde ich mich von der Königin entfernen, sie soll nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß mein Leben und Blut ihr gehört. Dieß ist mein letztes Wort."

Die Comtesse stand auf. Da der Graf zugleich die Zigeunerin im Gespräch entdeckte mit einem Herrn in Türkentracht unfern von sich, brach er die Unterredung ab und entfernte sich eilig. Der Herr in türkischer Tracht redete sogleich die Comtesse an, und ward ihr unzertrennlicher Begleiter; der Graf glaubte den Lieutenant Eichfeldt in ihm zu erkennen. Als er die Laubhütte verließ, merkte er, daß man ihm gleichfalls folge. Die Zigeunerin war verschwunden. —

Man hatte sich endlich demaskirt, die Meisten hatten den Anzug gewechselt, die Maskerade verwandelte sich in einen Bal costumé. Die Königin hatte mit dem Grafen Struensee getanzt, man hatte allgemein das hübsche Paar bewundert; Struensee war ein ausgezeichneter Tänzer; in dieser wie in allen anderen ritterlichen Uebungen hatte er sich während seines Aufenthaltes in Paris ausgebildet. Die Königin hatte sehr heftig getanzt, und jetzt sich zugleich mit der Generalin Geldern in eines der rothen Cabinette zurückgezogen, um ihren Kopfputz in Ordnung bringen zu lassen. Lisette ward gerufen, sie stand hinter dem Stuhl der Königin und befestigte die Blumenguirlanden und Juwelen auf ihrer hohen Frisur. Die Königin folgte ihren Bewegungen im Spiegel, und bezeichnete selbst, wo der Schmuck angebracht werden sollte.

„Setze den Stern da auf die Locke, mein Kind! So! Hast Du Dich gut vergnügt heute Abend, Lisette?“

Lisette schwieg und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Lisette sieht so ernsthaft aus, als ob sie ihren Geliebten nicht getroffen hätte auf der Maskerade,“ sagte

die Generalin. „Arme Lisette! Oder hat er mit einer Andern getanzt? Da hat er wahrlich einen schlechten Geschmack. Räche Dich an ihm, und mach' ihn jaloux."

„Laß nur die Rose da, wo Du sie erst hingesteckt hattest," sagte die Königin.

„Ich kenne keine Andre als Ihre Majestät, die ohne Eifersucht eine so hübsche Kammerjungfer um sich haben kann," fuhr die Generalin fort. „Lisette wird brodlos, wenn Ihre Majestät sie jemals verlassen. Ich würde es wahrlich nicht vertragen können, mein und ihr Gesicht in einem und demselben Spiegel zu sehen."

Die Königin warf einen Blick in den Spiegel, lächelte und sagte: „Lisette verläßt mich auch nie. Sie bleibt bei mir, so lange ich lebe, und wenn ich todt bin, soll sie bei meiner Tochter sein. Nicht wahr, Lisette?"

Sie antwortete nicht, aber setzte ihre Arbeit fort. Eine Thräne entfiel ihren Augen auf den Nacken der Königin. Erschrocken trat Lisette zurück. Die Königin wandte sich rasch um und sagte: „Das gute Kind! Du bist ein weiches Gemüth, Lisette. Du hängst aufrichtig an mir."

Diese freundlichen Worte riefen eine tiefe Bewegung bei Lisetten hervor. Sie kämpfte einige Augenblicke mit den Thränen, dann brach sie in Weinen aus, das um so stärker ward, je mehr sie es unterdrücken und einen Ausbruch zurückhalten wollte, der so sehr gegen die Etikette war. Die Generalin schalt sie, aber die Angst der Königin kehrte plötzlich mit erneuter Stärke zurück und

sie brach erschrocken aus: „Mein Gott, was ist das? Was ist vorgefallen? Ist ein Unglück geschehen?"

„Ach, Ihre Majestät, es **wird** ein großes Unglück geschehn," brach die weinende Lisette aus und rang die Hände.

Die Generalin gerieth auch in Schrecken und bestürmte Lisetten mit Fragen. Endlich kam Lisette so weit zu sich selbst, daß sie die Veranlassung zu ihrem tiefen Kummer berichten konnte. Als sie an einer der Logen gestanden hätte, um die verschiedenen Aufzüge und Quadrillen zu betrachten, wären Oberst Held und Kammerherr Seifensee in dieselbe Loge hineingekommen. Der Oberst hätte dem Kammerherrn erzählt, daß seine Tochter morgen mit dem jungen Blech verlobt werden sollte, welcher Lehnsbaron würde. Da Lisette des Obersten despotische Härte kannte, wäre sie sehr betrübt geworden zu hören, wie man Fräulein Elisabeths Hand gegen ihren Willen verschenken wolle. Je mehr sie daran dachte, desto stärker wäre ihre Wehmuth geworden, sie wüßte nur zu gut, daß es Fräulein Held grenzenlos unglücklich machen werde — Fräulein Held, von der alle Menschen so viel hielten — und den armen Kammerjunker Norden — der so viel von dem Fräulein halte — und der einmal Lisettens Vater von einem großen Unglück gerettet habe, und dem sie so innig wünsche, daß er glücklich werde. — Der letzte Theil des Berichts ward ihr am schwersten. — Die Königin und die Generalin athmeten wieder auf, als der Schrecken sich so friedlich auflöste, denn eine Liebesgeschichte mehr oder weniger in der Welt war doch kein großes Unglück.

„Aber der Norden ist ja unwiderstehlich,“ brach die Generalin lachend aus. „Alle Herzen beschäftigen sich mit seiner Zukunft. Comtesse Reiffenstein, Elisabeth, und Gott weiß, wie viele sonst noch, und nun diese kleine beauté, welche auch nicht gefühllos gegen ihn gewesen zu sein scheint, obgleich es eine sehr uneigennützige Passion ist, ihm eine junge und liebenswürdige Frau verschaffen zu wollen.“

Lisette erröthete stark und warf einen bittenden Blick auf die Königin.

„Et vous, ma chère amie,“ sagte die Königin rasch und lächelte über die Verlegenheit der Generalin. „Tout vrai sentiment mérite d'être respecté. Ceux, qui perdent le plus, sont toujours ceux, qui se plaignent le moins.“

Die Generalin schwieg, und ein spottendes Wort, das sie schon auf den Lippen hatte, löste sich auf in ein freundliches Lächeln, womit sie Lisetten betrachtete. Jede unglückliche Liebe interessirt ein Frauenzimmer.

„Lisette hat Recht, es ist eine Barbarei,“ sagte die Königin. „Aber es ist ja noch nichts geschehen. Sprich mit dem Obersten, Cäcilie, mach' ihm Vorstellungen, mach' ihm die Cour, wenn es nöthig ist. Und Du, Lisette, trockne Deine Augen, und mach' mir das Haar fertig.“

„Die arme Elisabeth!“ sagte die Generalin. „Blech? Den jungen Blech? Das ist ja ein Affe, ein Ungeheuer! Wäre es noch sein alter, anständiger, plumper Papa! Wer fällt doch auf solche Ungereimtheiten!“

„Es ist bestimmt Comtesse Reiffenstein, die den Plan geschmiedet hat!“ brach Lisette aus, vergessend, daß sie nicht gefragt war.

„Wie? Comtesse Reiffenstein?“ brach die Königin aus. „Das soll in Ewigkeit nicht geschehen. Comtesse Reiffenstein! Will die sich in meinen Hofstaat mischen? Will sie in meiner Umgebung Partien stiften? Meine persönliche Feindin! Aber ich will sie lehren, wie ohnmächtig sie ist. — Jetzt will ich Königin sein,“ fügte sie mit stolzer Würde hinzu.

Lisette ward feuerroth und betrachtete die Königin mit einem frommen Blick. „Wenn ich unterthänigst wagen darf, es zu sagen,“ fing sie schüchtern an, „wenn Ihre Majestät so gnädig sein wollten, einen Schritt zur Rettung des Fräuleins zu thun. Ihre Majestät können so leicht — — —“

„Ja, das will ich,“ brach die Königin aus, welche auf einmal Feuer und Flamme geworden war. „Es soll gleich vernichtet werden, noch an diesem Abend. Ich will nicht zu Bette gehen, ohne ein gutes Werk vollbracht zu haben. Ich will es nicht aufschieben. Ich hasse das Aufschieben. Die Zeit wartet nicht auf uns. Es ist ein gutes Werk. Man soll es nie aufschieben, Gutes zu thun. Nie!“

Die Königin sprach in immer kürzeren und kürzeren Sätzen. „Diese Maskerade hat mich gelangweilt den ganzen Abend,“ fuhr sie fort, indem sie auf und ab ging. „Wir wollen Abwechselung hineinbringen. Ich will mit Fräulein Held sprechen. Wo ist sie?“

„Wenn Ihre Majestät erlauben, daß ich sie aufsuche,“ sagte Lisette mit verklärtem Lächeln, ungeachtet ihre Augen noch voll Thränen standen. „Das Fräulein könnte gleich zu Ihrer Majestät kommen. O Gott, wenn Ihre Majestät so gnädig sein wollten!“

„Hole sie! Laß sie gleich zu mir kommen. Die Geheimeräthin wünsche ich auch zu sehen. Und den Kammerjunker Norden. Laß einen von den Lakaien den Kammerjunker aufsuchen,“ fuhr die Königin fort, als Lisette plötzlich stille stand. „Oberst Held soll kommen. Ich wünsche mit ihm zu sprechen. Er soll meinen Beschluß wissen. Er soll ihn noch heute Abend der Comtesse mittheilen können. Ich werde sie lehren, sich gegen mich zu verschwören.“

Die Generalin ging vollkommen in die Idee der Königin ein; während Lisette fort war, ergossen sie Beide ihren Aerger über die intrigante und verhaßte Comtesse Reiffenstein. „Sie will über mich triumphiren,“ sagte die Königin, „ich soll ihren Einfluß fühlen; aber ich will ihr zeigen, wer Königin von Dänemark ist, so wahr ich Caroline Mathilde heiße, und britisches Blut in meinen Adern fließt.“

Elisabeth trat schüchtern in das Cabinet. Dieser plötzliche Befehl hatte sie befremdet, die sich noch nicht völlig von dem durch die furchtbare Prophezeiung der Unbekannten ihr eingeflößten Schrecken erholt hatte.

„Ich gratulire Dir, Elisabeth; ich höre, daß Dein Vater Dich morgen verlobt,“ sagte die Königin. „Er

hat eine Wahl getroffen, die meinen vollen Beifall hat. Dein unermüdlicher Freier, Baron Blech, wird morgen Lehnsbaron, und die Mariage deklarirt. Ich habe mir nicht das Vergnügen versagen wollen, die Erste zu sein, die Dir Glück wünscht."

Die arme Elisabeth war nahe daran umzusinken. Sie erblich und stammelte: „O Ihre Majestät! Um Gottes Willen!"

„Erschrick nicht! Ich denke nicht daran. Es ist ja abscheulich. Blech ist ein Ungeheuer, ein Narr. Es soll nicht geschehen. Du kannst Dich auf meinen Schutz verlassen. Wie konntest Du glauben, daß es mein Ernst sei?"

„O Ihre Majestät! Wie soll ich Ihnen danken!" brach Elisabeth aus und faltete andächtig und dankbar ihre Hände, welche den Rosenkranz noch nicht abgelegt hatten. Sie war schön in der einfachen, weißen Nonnentracht mit schwarzem Schleier über den goldgelben Locken.

„Durch Gehorsam!" sagte die Königin. „Ich will Deine Hand verschenken. Ich habe eine andere Partie für Dich. Eine passende Partie. Ich muß Deinem Vater einen andern Schwiegersohn vorschlagen, und das will ich auf der Stelle thun. Ich will für Dich wählen. Ich habe schon für Dich gewählt. Es ist mein unwiderruflicher Beschluß."

Elisabeth erschrak aufs Neue, aber dieses Mal machte die Furcht sie sprachlos. Die Königin betrachtete sie lächelnd, indem sie die Freude fühlte, die unläugbar darin liegt, unseren Freunden einen kleinen Schrecken zu ver-

ursachen, wenn wir wissen, daß wir mit Einem Worte ihnen ein Glück bereiten können, dem dieser Uebergang einen erhöheten Genuß giebt.

„Es ist ein hübscher Mann," sagte die Generalin, welche sich nicht das Vergnügen versagen konnte, sie noch mehr zu ängstigen, „ein vornehmer Mann, mit Einem Wort, es ist — nun, rathe! Es ist Graf Salza!"

Elisabeth schlug die Hände mit Bestürzung zusammen. Die Königin schüttelte den Kopf und sagte: „Peinige sie nicht länger, die Arme! Nein, mein Kind, es ist nicht Graf Salza. Ein Grafentitel macht nicht glücklicher! Es ist — Norden, wenn er Dir nicht mißfällt." —

Frau Helmstorff trat in das Cabinet, begleitet von Lisetten. „Meine beste Geheimeräthin," fuhr die Königin fort, ohne sich an die glückliche Elisabeth zu wenden, die ihre Hand ergriffen hatte und mit Küssen bedeckte, — „man will Partien in meiner nächsten Umgebung stiften. Man befragt mich nicht einmal um meine Einwilligung. Aber ich will ihnen zeigen, wer hier regiert. Frau Geheimeräthin, Ihre Niece liebt meinen Kammerjunker und er liebt Ihre Niece. Ich wünsche diese Verbindung. Ich hoffe, daß Sie, als Mutter der Elisabeth, nichts gegen das Glück derselben haben werden. Die jungen Leute lieben einander."

„Ich weiß es, Ihre Majestät. Meine Niece hat mir dieß Geheimniß vertraut."

„Die Vertraulichkeit hat sie nicht gegen mich gehabt," sagte die Königin, halb beleidigt. „Aber ich verzeihe es

ihr. Sie soll nicht dafür büßen. Es ist Lisette, der sie für meine Vermittelung danken kann."

„O meine liebe, gute Lisette!" brach Elisabeth aus, und drückte Lisetten entzückt die Hände.

„Wir müssen die jungen Leute in Stand setzen, sich zu verheirathen," fuhr die Königin fort. „Wir Beide, meine beste Geheimeräthin, wir wollen die Sache in Ordnung bringen. Sie erlauben mir, über Ihrer Niece Hand zu disponiren. Nicht wahr? — Aber wo bleibt nur der Bräutigam? Wie kann Jemand so langsam sein, wenn es sein Glück gilt?" fügte sie ungeduldig hinzu.

„Wir könnten das Geschäft vielleicht bis morgen aufschieben," sagte die Geheimeräthin. „Ihre Majestät werden mir erlauben, darauf aufmerksam zu machen, daß das Theater wohl nicht der passendste Ort ist, eine Verbindung abzuschließen, die einen so wichtigen Einfluß auf das ganze Leben hat."

„Meine beste Geheimeräthin," sagte die Königin lebhaft, „das ganze Leben ist nicht viel Anderes als eine Comödie. Diese Verbindung ist ja schon längst abgeschlossen. Für ein gutes Werk ist jeder Ort passend. Ich will es stracks abmachen. Ich hasse das Aufschieben. Ich würde an meiner eignen Stellung zweifeln, wenn ich es nur bis morgen aufschieben sollte. Geben Sie mir nach in dieser Caprice," sagte sie mit einnehmender Freundlichkeit, indem sie der Geheimeräthin die Hand drückte.

„Ich kann nicht läugnen, daß diese Eile mir entgegen ist," sagte die Geheimeräthin. „Aber ich will mich dem Wunsche Ihrer Majestät nicht widersetzen.

Gottes Haus ist ja überall, wo andächtige Christen zugegen sind. Und mit andächtigem Sinne müssen wir eine so ernste Sache vornehmen."

Sophus trat rasch in das Cabinet. Er hatte die Mönchstracht mit der Hoftracht gewechselt.

„Ihre Majestät haben befohlen, —"

„Ja, Herr Kammerjunker, ich habe Sie rufen lassen. Ich habe gewünscht, Ihre treuen Dienste und Ergebenheit gegen meine Person zu belohnen. Ich habe gewünscht, dieß auf eine würdige Weise zu thun. Ich weiß Ihnen kein besseres Geschenk zu machen — als diese Hand, und das liebende Herz, das dieser Hand folgt."

Die Königin selbst nahm Elisabeth bei der Hand und führte sie dem erstaunten Sophus zu, der in seinem Freudenrausch nicht Worte finden konnte, seine Dankbarkeit auszudrücken. Er neigte sich tief vor der Königin und drückte den Saum ihres Gewandes an seine Lippen. Dann küßte er der Geheimeräthin die Hand; sie war halb verlegen über diese Beiseitsetzung der gewöhnlichen feierlichen Formen, und wußte nicht recht, ob sie lächeln oder zürnen sollte über diese eilfertige Abmachung. Die Generalin beglückwünschte das junge Paar.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," sagte die Königin. „Wir haben uns schon zu lange dem Ball entzogen. Aber wir dürfen doch die nicht vergessen, die eigentlich diese Partie gestiftet hat. Das ist Lisette, meine Freunde, sie ist der gute Genius ihrer Liebe gewesen. Ohne sie wäre dieser Abend nicht so befriedigend für uns Alle beendet. Euer Glück soll ihr Lohn sein."

Aller Augen wandten sich nach Lisetten, die vergessen in dem fernsten Winkel des Cabinets gestanden hatte. Sie faltete die Hände über der Brust, welche sich gewaltsam bewegte, ihre Stellung war betend, der Ausdruck ihres Gesichts verklärte Resignation. Als die Königin sich nach ihr hinwandte, fuhr sie zusammen, eine glühende Röthe bedeckte ihr holdes Gesicht, ihre Arme sanken nieder, sie war ein reizendes Bild jungfräulicher Verschämtheit und edler Entsagung. Mit verklärtem Ausdruck heftete sie ihre lieblichen, schwärmerischen Augen auf Sophus.

„Dieß Mädchen hat ein so edles Herz, daß keine Fürstin ein edleres haben kann," sagte die Königin. „Ich habe heute Abend erst erfahren, wie hoch der weibliche Charakter sich erheben kann. Und diese Stunde hat mich auf ewig mit Lisetten verbunden. Möchte nur Lisette sich eben so zufrieden mit mir fühlen!"

Lisette sank auf die Kniee vor der Königin und küßte tiefgerührt ihr das Kleid. Die Generalin warf einen eifersüchtigen Blick auf sie und sagte lächelnd und spitz: „Ihre Majestät sind außerordentlich gnädig. Ich erlaube mir, mich zu dem ersten ledigen Platz unter Ihren Kammerfrauen zu empfehlen."

Lisette stand gekränkt auf bei diesen Worten, — was der Aufmerksamkeit der Königin entging, die sich indem an Elisabeth wandte, — und trat bescheiden zurück. Sophus reichte ihr freundlich die Hand; sie zögerte, sie anzunehmen; aber da er ihr die Hand treuherzig drückte und sogar sie an seine Lippen führte, konnte ihr volles Herz nicht länger die wehmüthigen, aber glücklichen

Gefühle bekämpfen, die es durchdrangen; sie schlich sich langsam aus dem Cabinette, da der Oberst Held indem eintrat.

Der Oberst hatte seine schönen Trikotsformen unter einem hellblauen Domino verborgen, die mythologischen Attribute waren abgelegt, Mercurs beschwingter Helm war vertauscht gegen ein befiedertes Barett, das er unterthänig in Händen hielt. Das räthselhafte Olympische war verschwunden, und der Oberst sah nicht viel lächerlicher aus in diesem jugendlichen Ballcostüm als in seiner gewöhnlichen Tracht, welche immer jünger war, als es seine Jahre eigentlich erlaubten. Der Läufer der Königin hatte ihn mitten im Ballsal getroffen und ihn eingeladen, sich augenblicklich bei Ihrer Majestät einzufinden. Ein freudiger Schrecken überfiel ihn bei dieser königlichen Auszeichnung, auf welche er nicht unterließ die Umstehenden aufmerksam zu machen. „Erlauben Sie, Ihre Majestät haben mich rufen lassen!" waren die wiederkehrenden Worte, womit er sich durch den dichtesten Schwarm bis zum rothen Cabinet den Weg bahnte.

„Eine allergnädigste Zusage zu einem Contretanz," rief ihm Seifensee nach. „Ihre Majestat haben die zephyrleichten Luftsprünge Mercurs bewundert. Es ist der Lohn für so vieljährige unverdrossene Anstrengungen auf den Hofbällen."

„Es ist eine große Abundanz von guten Tanzherren," sagte Baronesse Blech, „aber darin haben Sie Recht, gutes Kammerherrchen, es ist keiner von ihnen allen,

der den Kontertanz so leicht tanzt wie der Oberst, der ist wie ein Wind, fitt! so springt er bis an die Decke!"

„Zumal im Zephyrsgewande und mit den Mercursflügeln," sagte Seifensee lachend. „Und wie er martialisch aussieht in dem Costüm!"

„Ja, darin haben Sie wahrlich Recht, gutes Kammerherrchen. Er sieht ganz mercurialisch aus." —

Als der Oberst das rothe Cabinet betrat, war er voll von seliger Erwartung, welche sich in seinem lächelnden Gesichte ausdrückte. Die augenblickliche Verlegenheit, welche sein Eintritt unter den Anwesenden verursachte, verschwand daher bei den Meisten; nur Elisabeth trat zurück, als ob sie sich vor dem befürchteten Sturm verbergen wollte.

„Ihre Majestät haben allergnädigst mich mit Ihrem allerhöchsten Befehl beehrt," sagte der Oberst und bückte sich bis zur Erde. „Diese allerhöchste Gnade — — —"

„Kommen Sie näher, Herr Oberst," sagte die Königin mit einem gnädigen Lächeln, das eine unwiderstehliche Wirkung auf den Obersten machte. „Ich habe Sie dem König für die Vertheilung der Decorationen empfohlen, welche bei des Königs Geburtstag stattfindet. Ich habe Grund zu vermuthen, daß der König auf meinen Vorschlag Rücksicht nehmen wird."

Der Oberst berührte beinahe den Fußboden mit seiner Stirn. „Ihrer Majestät unverdiente allerhöchste Gnade — — —"

„Ich wünsche Sie näher an meine persönliche Umgebung zu knüpfen," fuhr die Königin fort, die es gut

verstand, auf die schwachen Seiten der Leute zu wirken, wenn sie sich dazu herablassen wollte. „Auch darin werden Sie einen Beweis meiner besondern Gnade erblicken. Ihre Tochter ist mir sehr lieb. Ich wünsche, sie mit festem Bande an meinen Hofstaat zu knüpfen.“

„Ihre Majestät sind sehr gnädig. Ein Platz unter Ihrer Majestät Hofdamen übersteigt meine und meiner Tochter dreisteste Schwärmereien. Es war allezeit mein seligster Traum.“

„Es ist nicht so gemeint, Herr Oberst,“ sagte die Königin lächelnd. „Es ist mein Wunsch, sie auf einen unabhängigeren Platz zu stellen, als die gebundene Stellung einer Hofdame ist. Elisabeth ist mir eine liebe Freundin. Ihre Zufriedenheit liegt mir sehr am Herzen.“

„Ich bitte allerunterthänigst um Verzeihung, wenn ich nicht so glücklich bin, Ihrer Majestät allergnädigste Meinung zu fassen,“ sagte der Oberst, als die Königin schwieg.

„Es ist mein Wunsch, Ihre Tochter mit meinem Kammerjunker zu vermählen,“ sagte die Königin rasch und mit Bestimmtheit. „Es ist eine paßliche Partie. Es bringt Ihre Tochter in meine tägliche Umgebung. Es behagt mir. Die Geheimeräthin und ich wollen die ökonomischen Verhältnisse besorgen. Es ist besonders die Geheimeräthin, der Sie in dieser Hinsicht zu danken haben. Sie wird sich als eine wahre Mutter für Ihre Tochter erweisen. Ich rechne auf Ihre Einwilligung, Herr Oberst. Es ist mein Wunsch, daß die Verlobung auf der Stelle deklarirt werde. Ich behalte mir die

Freude vor, selbst diejenige zu sein, die das Ereigniß dem Hofe bekannt macht," fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das den Sieg über den eiteln Obersten vollendete, der gern seine Tochter an die Unterwelt verkauft haben würde für das weiße Band des Dannebrogsterns oder die Diamantchiffer des Mathildenordens.

„Ihre Majestät sind unendlich gnädig gegen mich. Eine solche allergnädigste Auszeichnung! Aber Ihre Majestät müssen mir erlauben, in tiefster Unterthänigkeit zu bemerken — — —"

„Ich weiß es" unterbrach ihn die Königin. „Man hat Ihnen eine andre Partie vorgeschlagen. Aber das ist keine passende Verbindung. Sie hat meine vollkommene Mißbillung. Und sie würde mich nur entfernen von einem Manne, den ich in meine Nähe zu ziehen wünschte."

Der Oberst bückte sich einmal über das andre. Als er der Königin das Kleid küssen wollte, war sie so gnädig, ihm den Handschuh zu reichen, den er entzückt an seine Lippen drückte. Er bückte sich zur Rechten und zur Linken, sogar vor Elisabeth und vor seinem fils Esope.

Elisabeth warf sich in seine Arme, sie war so unsäglich glücklich. Sophus drückte seine Hand an sein Herz, und umfing ihn so heftig, daß die stolzen Federn am Barett knickten, so viel Mühe sich auch der Oberst gab, sie zu retten. Während alle die Andern sich einer natürlichen Freude überließen, welche das Band der Etikette löste, stand er in einer Stellung wie ein Theaterheld und seine Trikots=Unterkleidung und der flatternde

hellblaue Domino trugen vielleicht noch am wenigsten dazu bei.

Graf Struensee trat rasch in das Cabinet; er hatte das Gewand des Zauberers gegen die prächtigste Gallatracht des Hofes vertauscht.

„Man vermißt allgemein die Königin, der König fragt nach Ihrer Majestät. Der Erbprinz sucht Sie überall. Ihre Majestät waren so gnädig, ihm den nächsten Tanz zuzusagen."

„Kommen Sie näher, Graf Struensee," sagte die Königin. „Sie sollen Theil nehmen an meiner Freude, Herr Graf. Ich habe zwei Menschen glücklich gemacht. Es ist eine Seligkeit, die, wie ich hoffe, mir öfter zu Theil werden soll. Es ist so süß, Andere zu beglücken."

„Wenn es auf Ihre Majestät ankäme, so wären alle Menschen glücklich," sagte Struensee, indem er die Hand auf das Herz legte und sich vor der Königin neigte.

„Das wären sie. Warum habe ich nicht die Macht, diesen Wunsch zu erfüllen! Aber heute Abend ist es mir so gut geworden. Mein Kammerjunker ist mit Fräulein Held verlobt. Ich mache mir auch das Vergnügen, selber die Mariage zu deklariren, die ich gestiftet habe."

Struensee beglückwünschte das junge Paar mit einigen herzlichen Worten.

„Man hat mir gesagt, daß Baron Blech eine Lehnsbaronie für seinen Sohn zu errichten wünscht," fuhr die Königin mit einem zweideutigen Lächeln fort. „Ich weiß, daß die Familie protegirt wird. Man hat mir

gesagt, daß er bestimmte Versprechungen hat. Comtesse Reiffenstein soll sich ja sehr für ihn interessiren. Es hat keine Eile mit dieser Baronie. Der junge Herr sollte noch erst einige Jahre reisen und sich in der Welt umsehen. Von der Lehnsbaronie läßt sich dann noch immer sprechen. Fürs Erste wird nichts daraus. Ich frage nichts darnach, die Familie sehr oft bei Hofe zu sehen. Es ist nicht Geld allein, was das Recht giebt, in unserer Nähe zu sein."

Struensee verneigte sich stumm. Der Oberst dankte seinem Gott in der Stille seines Herzens, daß er sich nicht näher mit einer Familie verbunden hatte, die eine so decidirte Niederlage erlitt, und welche so bürgerlich sei, daß nicht einmal das Adelspatent und ein kolossales Vermögen sie nobilitiren könne.

„Ich fühle mich so leicht, so zufrieden," sagte die Königin. „Dieser Tag wird manche frohe und glückliche Tage nach sich ziehen. Damit auch Andere seiner mit Freude gedenken können, will ich ihn mit Wohlthaten bezeichnen. Graf Struensee, Sie werden mir morgen drei arme Mädchen vorschlagen, deren Lage sie am Heirathen hindert. Ich werde sie auf Veranlassung von Elisabeths Verlobung ausstatten. Und nun zurück zum Ballsaal. Man hat uns schon vermißt. Kommen Sie, meine Freunde, wir wollen unsere Freude mitnehmen und sie Allen mittheilen. Das wird dieses Fest unvergeßlich machen."

Die Königin trat durch die Laubhütte ins Theater. Die Geheimeräthin und Graf Struensee, die Generalin und

der Oberst, Elisabeth und Sophus begleiteten sie. Die Königin deklarirte selbst die Vereinigung der Liebenden; Glückwünsche ergossen sich von allen Seiten. Comtesse Reiffenstein war verschwunden, Lieutenant Eichfeldt ging abseits, um Elisabeth und dem verhaßten Sophus nicht seinen Glückwunsch bringen zu dürfen. Aber der junge Baron Blech bat sich die Ehre aus, die begonnene Menuett mit der Braut zu tanzen. Elisabeth schlug dieses ehrenvolle Anerbieten aus, und wünschte sich zu entfernen, um in der Stille ein Glück zu genießen, das der neugierige Haufe dadurch profanirte, daß er sie zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit machte. Sophus begleitete sie und die Geheimeräthin zum Wagen. Als er seine Geliebte hineinhob, drückte er den ersten Kuß auf ihre Lippen.

„Lebe wohl, Sophus! Morgen sehen wir uns,“ sagte Elisabeth erröthend.

„Morgen, meine Geliebte!“

„O Gott, wie bin ich glücklich! Liebe Tante, ich könnte Dich mit meinen Küssen ersticken. Morgen, Sophus! Wenn es doch schon morgen wäre!“

„Lebe wohl, Elisabeth! Lebe wohl bis morgen! Es ist nicht lange bis morgen. Es ist beinahe vier Uhr. Lebe wohl!“

Der Wagen rollte durch das Schloßthor mit der glücklichen Braut. Sophus ging träumend und freudetrunken zum Ballsaal zurück. Die Königin tanzte die Menuett mit dem Erbprinzen, der dem Orchester befohlen hatte, ihre Lieblingsmusik zu spielen. Die Zufriedenheit

über das Glück, das sie um sich verbreitet hatte, malte sich in jeder ihrer Bewegungen und erhöhte ihre königliche Schönheit. Diese Menuett schloß den Ball. Der König ging fort, begleitet vom Grafen Brandt, von dem Minister der äußeren Angelegenheiten, Grafen von der Westen, dem Grafen Tannenberg, dem General Geldern, dem General Eichfeldt und den höchsten Hofbeamten. Die Königin ward begleitet vom Grafen Struensee, von der Generalin Geldern, von Sophus und ihrem Hofstaat von Damen. Ein Tusch von Pauken und Trompeten verkündete den Weggang der königlichen Herrschaften durch die langen Reihen der Damen und Herren. Niemand sah Carolinen Mathilden das Fest verlassen, ohne daß ihre Jugend, Kraft und Schönheit einen angenehmen Eindruck bei ihm hinterlassen hätte. Mit freundlichen Grüßen begab sich die Königin in ihre Gemächer. —

Als die Königin und ihre Suite den Ball verließen, gab Comtesse Thralau dem Sophus einen Wink, daß sie mit ihm zu sprechen wünsche. Nachdem er die Königin bis zu ihren Gemächern begleitet hatte, kehrte er zum Theater zurück, das noch von Leuten wimmelte, welche darauf warteten, daß ihre Wagen aufgerufen würden. Als er endlich die Comtesse entdeckt hatte und sie anreden wollte, legte sie den Finger auf den Mund, ohne ihn anzusehen, und blieb sitzen in der Loge. Als sie aufstand, folgte er ihr in einiger Entfernung. Es war ein unendliches Gedränge im Vorsaal, Sophus benutzte es, um unbemerkt neben die Comtesse zu kommen. Indem sie sich in ihren Schleier hüllte, flüsterte sie: „Man

beobachtet mich. Sprechen Sie nicht zu mir. Gehen Sie zum Grafen Struensee und warnen Sie ihn. Es ist etwas im Werke gegen ihn. Er soll sich hüten vor — —"

Der Name entging dem Sophus, da ihn grade eine Hand auf die Schulter schlug. Er wandte sich um; es war der Kammerherr Seifensee, der im Gedränge nahe daran war, seinen Mantel zu verlieren, den er nachzog und vergebens umzunehmen bemüht war.

„Mon cher," sagte er, „ich bin beinahe eben so in Verzweiflung wie der Monarch, der sein Königreich für ein Pferd ausbot. Ich biete meine Hofcharge für eine Handreichung. Seien Sie so gut, und helfen Sie mir meinen Mantel um."

Sophus hängte ihm rasch den Mantel um die Schulter. Aber Seifensee war noch nicht zufrieden gestellt.

„Auch um die andere Schulter, lieber Kammerjunker! Sie wissen, daß ein Hofmann den Mantel auf beiden Schultern trägt," sagte der Kammerherr mit seinem freundlichsten Lächeln. „Ich kann doch nicht gehen wie ein Novice nach einer so langen Hofcarrière."

Sophus half ihm. Als er sich umwandte, war die Comtesse verschwunden. Er suchte sie vergebens. Die Säle und Gänge leerten sich allmählig. —

„Zu Struensee," sagte Sophus bei sich selbst, als er die langen Gänge durchwanderte, welche vom Hoftheater über die Gallerie durch den Schleichgang führten, und diesen Seitenflügel mit dem Schlosse verbanden. „Und was soll ich Struensee sagen? Einen halben Bescheid. Ich hasse alles Halbe. Diese Comtesse ist eine

exaltirte Person. Es spukt immer in ihrem Gehirn. Gott weiß, wovon sie nicht träumt. — Aber sie verläßt sich nun einmal darauf, daß ich ihren Auftrag ausrichte. Ich kann ja nicht wissen, was sie in Schrecken gesetzt hat. Ach, wenn man so glücklich ist, wie ich, hat man für nichts Anderes Gedanken. — Ich will zu Graf Struensee gehen, er muß selbst am besten wissen, vor wem er sich zu hüten hat."

Sruensee's Gemächer waren schon geschlossen. Ohne Lärm zu machen, konnte er in dieser nächtlichen Stunde nicht zum Grafen kommen. Er klopfte leise; aber des Grafen Kammerdiener, der immer in dem Vorgemach schlief, hörte es nicht.

„Der kleine Corridor stößt an des Grafen eigene Schlafkammer," dachte Sophus; „ich will versuchen, ob er offen ist. Es sind schrecklich viel Umstände für eine halbe Nachricht."

Alle Schloßbewohner waren schon zur Ruhe gegangen. Alle hatten geeilt, einen langen, ermüdenden Tag zu beschließen, der keine Ausbeute mehr gab für ihre verschiedenen Neigungen. Der untergehende Vollmond warf noch ein schwaches Licht durch die prächtigen Vorhänge in den großen, leeren Sälen, den Sophus, der jeden Schlupfwinkel in diesem ungeheuren Labyrinth mit sicherem Fuß durchwanderte, um den kleinen Corridor durch die Treppe der Königin zu erreichen, der zu dem Flur führte, wo Struensee's Gemächer waren. Eine solche Wanderung zu einer so ungewöhnlichen Zeit hatte er noch nie vorgenommen, und eine solche Oede hatte ihn noch nie um-

geben in dem dichtbewohnten Schlosse. Die unendlichen Säle und Gänge kamen ihm nicht geheuer vor; durch eine natürliche Verbindung seiner Gedanken mit dem Geschäft, das er ausrichten sollte, fiel es ihm ein, daß das Schloß eigentlich unbewacht war trotz der vielen Schildwachen, sobald man erst die äußeren Posten hinter sich hatte. Es war keineswegs unmöglich, einen Anschlag gegen den Einen oder Andern auszuführen, wenn man mit den Localitäten genau bekannt war. Nicht ein einziger Hofbediente hatte ihn ja wandern hören durch alle diese langen Gänge und großen Säle. Nicht Ein Mensch — und doch mußte noch Jemand auf sein, denn es kam ihm vor, als hörte er Schritte. Er stand still und horchte. Eine Thür knarrte, nicht weit von ihm, — sie ward wieder geschlossen; leise, hurtige Schritte rauschten in dem langen gewundenen Gange. Jetzt bog eine Gestalt um die Ecke — es war Lisette.

„Wie? Sind Sie es, Lisette, die hier wie ein Gespenst zur Nachtzeit wandert?" sagte Sophus, indem er vor der erschrockenen Lisette still stand, welche bluthroth wurde, als sie ihn erkannte.

„Ich habe mich lange im Vorgemach der Königin aufgehalten," sagte sie mit leiser Stimme. „Es verfolgte mich Jemand auf dem Gange, so daß ich genöthigt war, wiederumzukehren. Die jungen Herren sind lustig nach einem so vergnüglichen Fest," fügte sie mit einem Seufzer hinzu, welcher verrieth, daß sie nicht theilgenommen hatte an der allgemeinen Lust.

„Der Himmel selbst hat uns einander entgegengesandt,“ sagte Sophus. „Ich muß Ihnen recht herzlich danken für den Antheil, den Sie an meinem Schicksal genommen haben. Sie wissen nicht, Lisette, wie viel Glück Sie gestiftet haben, und wie innig dankbar ich Ihnen dafür bin. Alles, was ein volles Herz sagen könnte, würde noch viel zu wenig sein, um Ihnen meine Ergebenheit auszudrücken. — Das Schicksal hat uns wunderlich zusammengeführt, gleich von unsrer Kindheit an. Ich hoffe, daß es Ihnen viele Zufriedenheit gewähren, und Ihnen alles das Glück geben wird, das ich Ihnen recht von Herzen wünsche.“

Sophus hatte ihr die Hand gereicht. Lisette gab ihm die ihrige ohne Weigerung. Sie wollte sprechen, aber indem knarrte wieder eine Thür ganz leise. Sie erwiederte seinen Handdruck und entfloh eilig durch den Gang. Sophus sah ihr nach, bis die Schwenkung der Mauer sie seinen Blicken entzog.

„Sollte es vielleicht Lisettens Verfolger sein?“ sagte er bei sich selbst, und sein Blut kam in schnellere Bewegung bei dem Gedanken an die Verfolgung, welcher Lisette ausgesetzt war. „Ich will wissen, wer dieser vorsichtige Nachtwandrer ist, der gewiß auf verbotenen Wegen geht.“

Als er in den halbdunkeln Saal trat, welcher nur eine schwache Beleuchtung von der offenstehenden Thüre durch den erleuchteten Gang empfing, stand Eichfeldt vor ihm. Die beiden erstaunten Feinde maßen einander mit

einem Blick, der die Gefühle nicht verhehlte, welche sie gegen einander hegten.

„Sie hier, Herr Lieutenant? Um diese Zeit?" brach Sophus aus, dessen Argwohn durch diese unerwartete Begegnung genährt wurde, die ihn eine Verbindung mit der Warnung der Comtesse ahnen ließ. Er machte sich schon Vorwürfe, daß er durch Lisettens Dazwischenkunft sich hatte abhalten lassen, sein Geschäft bei dem Grafen Struensee auszurichten.

„Und Sie hier, um diese Zeit?" wiederholte Eichfeldt verlegen, und stammelnd.

„Darf ich fragen, was Sie zu diesen Gemächern führt, Herr Lieutenant? Was ist Ihr Geschäft hier?" fragte Sophus auffahrend.

„Das bin ich wohl nicht verpflichtet, Ihnen zu sagen, Herr Kammerjunker. Sie sollten wissen, daß es des wachthabenden Officiers Pflicht ist, die Schildwachen zu visitiren," fügte er mit mehr Besonnenheit hinzu. „Ich könnte Ihnen Ihre Frage zurückgeben, wenn ich nicht wüßte, daß des Schlosses Kammerjungfern mit zu den Emolumenten der Kammerjunker gehören, und daß Sie also in Ihrem gesetzlichen Beruf gehen."

„Als wachthabender Officier müssen Sie wissen, wie weit Ihre Runde sich erstreckt, und daß Sie nichts in den Gemächern zu thun haben," antwortete Sophus aufgebracht, „und als Cavalier müssen Sie wissen, daß es Ihre Pflicht ist, Achtung zu haben vor dem andern Geschlecht, selbst wenn eine untergeordnete Stellung Ihnen ohne Verantwortung zu sein scheinen sollte. Und

wissen Sie wohl, daß ich es für meine Pflicht halten werde, Sie das zu lehren?"

„Ich werde morgen zu Ihren Diensten sein," sagte Eichfeldt schnell. „Sie sollen mir zur Rechenschaft stehen für das, was Sie gesagt haben, ich werde mir morgen Erklärung Ihrer Worte ausbitten."

„Die können Sie auf der Stelle bekommen," sagte Sophus. „Sie sollen nicht nöthig haben, auf mich zu warten. Kein Mann von Ehre behandelt das schwächere Geschlecht mit Rohheit, und kein Mann von Ehre erniedrigt sich jemals zur Verrätherei und zu Intriguen. Ich hoffe, daß dieß Ihnen deutlich genug ist."

Bei diesen Worten hatte der heftige Eichfeldt den Degen unwillkürlich gezogen. Auch Sophus legte die Hand an den Degen, aber da ihm der unbesorgte Auftrag einfiel, sagte er: „Nein, hier ist nicht der Ort. Aber Sie verlassen diesen Saal nicht ohne mich. Sie sind so gut, mich zu begleiten, mein Herr!"

„Herr von Norden," sagte Eichfeldt und hielt ihm die Degenspitze entgegen, um ihn aufzuhalten," das hängt von mir selbst ab, wohin ich gehn will."

„Und ich werde Ihnen beweisen, daß es von mir abhängt," sagte Sophus und drang auf ihn ein. Die Dämmerung hinderte ihn, die Degenspitze zu sehen; ehe Eichfeldt zurücktreten konnte, hatte Sophus sich den Degen in die Brust gelaufen unter dem rechten Arm. Als er sich verwundet fühlte, wollte er den Degen ziehn, aber sein Arm sank kraftlos nieder.

„Um Gottes Willen, Sie haben mich unglücklich gemacht,“ brach Eichfeldt erschrocken aus. „Es ist Ihre eigne Schuld, Sie selbst haben mich gezwungen, den Degen zu ziehen im Schlosse des Königs, — ich habe Sie nicht blessiren wollen, — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß es gegen meine Absicht war.“

Nordens ritterlicher Charakter zeigte sich augenblicklich durch Versöhnlichkeit gegen seinen Feind. „Es war meine eigne Schuld,“ sagte er, indem er die Hand auf die Brust drückte. „Es hat nichts zu bedeuten, auf Sie kann keine Verantwortung fallen. Aber Sie müssen mich begleiten. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie keine Verantwortlichkeit haben sollen; ich bin selber unvorsichtig gewesen. Diese Sache bleibt unter uns, — bis wir sie abmachen können, als Cavaliere.“

„Sie verbluten sich, da, nehmen Sie dieß Tuch, setzen Sie sich auf diesen Stuhl, ich werde Ihnen gleich Hülfe schaffen,“ sagte Eichfeldt rasch, und eilte aus dem Saale, ehe ihn Sophus zurückhalten konnte.

„Bleiben Sie, bleiben Sie!“ rief Sophus. „Nicht von der Stelle ohne mich!“

Er machte einige rasche Schritte nach der Thür, aber plötzlich füllte sich sein Mund mit Blut, das gewaltsam vom Herzen strömte, ein stechender Schmerz hemmte den Schlag seines Herzens, er wankte und konnte kaum einen Stuhl erreichen, ehe ihn das Bewußtsein verließ. —

Als er wieder zu sich selbst kam, war es pechschwarz rund um ihn. Er wußte im ersten Augenblick nicht, wo er war; eine tödtliche Mattigkeit hatte sich seiner be-

mächtigt. Aber als seine Hand das klebende Blut fühlte, das den Lehnstuhl bedeckte, worin er ohnmächtig geworden war, kam er wieder zur Besinnung, und der Schmerz in der Brust überzeugte ihn, daß es kein Traum war. Er stand auf und stützte sich gegen die Wand. Der unterbrochene Auftrag fiel ihm wieder ein, er wollte das Versäumte nachholen und den Grafen Struensee aufsuchen; diese unglückliche Bewußtlosigkeit konnte ja nur wenige Augenblicke gedauert haben. Er suchte tappend die Thür zu erreichen, aber sie war verschlossen, man hatte ihn vorsätzlich eingesperrt. Dieser Umstand erfüllte ihn mit beängstigenden Gedanken; er wollte die Thür mit Gewalt öffnen, aber sie gab nicht nach. Er bedachte sich einen Augenblick. Da kam es ihm vor, als hörte er einen fernen Lärm. Er horchte. Unfern erschollen schwere regelmäßige Schritte, die im Gange widerhallten, wie von Schildwachen, — aber hier nach diesem Gange kam ja niemals eine Schildwache. — Da gingen Einige vor der Thür vorbei. Sie gingen leichten Schrittes und sprachen leise. — Er glaubte der Comtesse Reiffenstein Stimme in dem leisen Flüstern zu erkennen. — Eine ungeheure Angst ergriff ihn, er ahnte ein Verbrechen, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können. Es ward wieder schwarz vor seinen Angen, das ferne Geräusch schmolz zusammen vor seinen Ohren mit dem deutlichen Schlag seines eignen Herzens, er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. — Eine weinende Stimme gab ihm die Besinnung wieder. Es war ein leises Winseln, er hörte den Schrei eines kleinen Kindes, dann wieder die wei-

nende Stimme, welche einige Worte sagte. War es nicht Lisettens Stimme? Er glaubte sie ganz deutlich zu erkennen. Man entfernte sich eilig. — Nun war Alles wieder still und finster wie im Grabe. — Aber Sophus fühlte eine Angst, die beinahe an Verzweiflung grenzte. Er warf sich gegen die Thür, aber da sie nicht nachgab, stürzte er an das Fenster und öffnete dieses rasch.

Das Gemach ging auf die Reitbahn; die Gallerie, welche das Schloß mit dem Seitenflügel verband, worin das Reithaus war, erhob sich in einigem Abstand unter dem Fenster. Es war ein dunkler Wintermorgen, die Luft hing voll dicker Wolken, es fror stark und hatte die ganze Nacht geschneit, und Alles war bedeckt mit einer dicken Lage von Schnee, der ein schwaches Licht über den dunkeln Platz verbreitete. Ein kalter Nordwind führte dem Sophus große Schneeflocken ins Gesicht, deren erfrischende Kühle ihn stärkte. Ohne sich zu bedenken, schwang er sich aus dem Fenster, und sprang auf die Gallerie hinab. Sich von da niederzulassen auf den Altan über den Bogengang am Reithause, war ihm in diesem Augenblicke eben so leicht. Die Angst gab ihm Kraft und Sicherheit. Er sah Licht, das wieder verschwand, in mehreren Gemächern. Im Schlosse ließ sich eine ungewöhnliche Geschäftigkeit bemerken. Keine von den Thüren zum Altan war offen, zurück konnte er nicht kommen, er mußte abermals einen dreisten Sprung wagen, um auf die Erde zu kommen. Es glückte, ungeachtet der stechende Schmerz in der Wunde, welche aufgehört hatte zu bluten, ihm beinahe eine Ohnmacht

zuzog. Die Glocke im Schloßthurm schlug Sechs, und alle Stadtkirchen wiederholten diese Bekräftigung, daß eine geraume Zeit verflossen war, seit Sophus das Bewußtsein verloren hatte, — eine Zeit, die vielleicht schicksalschwanger gewesen war. — Er stürzte nach dem Schloßthore zu; bei dem Anblick des blutbefleckten Hofcavaliers in Gallatracht ohne Hut und beschneit, trat der Schweizer zurück; aber der Schloßhof war voll von General Eichfeldts Dragonern, die ihm den Durchgang verwehrten. Ein einziger Blick überzeugte ihn von der drohenden Gefahr, alle Gänge waren mit Soldaten besetzt von Oberst Koller's Regiment, an jeder Thür blitzten gezogene Säbel und Bajonette.

„Ich gehöre zum Schloß, ich habe die Aufwartung im Schloß," rief Sophus. Aber man achtete nicht auf ihn. Das Thor blieb verschlossen. Eine Stimme innerhalb rief: „Arretire ihn bis auf nähere Ordre!" Aber Sophus war schon im Bogengange verschwunden und machte mit hastigen Schritten einen langen Umweg, um den Schloßplatz zu erreichen und wo möglich durch einen minder bewachten Eingang einzudringen. Welche Absicht er dabei hatte, wußte er selbst nicht.

In Struensee's Gemächern war Licht. Auch die Etage der Königin war erleuchtet. Der schwache Schein der hellen Fenster fiel hinaus über den großen Schloßplatz und über die Schiffe im Canal, der vor dem Schlosse vorbeiläuft. Ein glänzendes Licht von dem offnen Schloßthore fiel wie ein breiter Strahl über den schneebedeckten Platz und erleuchtete die Brücke des Holms dicht vor

dem Schlosse; die Brücke war von Dragonern besetzt. Eine Schaar Dragoner zu Pferde mit gezogenen Säbeln sperrte das Thor, das von Fackeln erleuchtet ward, die sich unaufhörlich im Schloßhofe auf und ab bewegten. Mitten im Thore hielt ein großer Reisewagen mit vier Pferden bespannt. Die vielen Menschen, welche den Hintergrund füllten, und der murmelnde Laut von vielen halbleisen Stimmen gab dieser nächtlichen Scene einen noch ängstlichern Charakter. Der Fackelschein beleuchtete eine Gruppe von Herren, unter welchen Graf Tannenberg der einzige war, der den Kopf entblößt hatte. General Eichfeldt und Oberst Koller hatten sich vorgedrängt unter die Vordersten, damit ihr Mangel an Erziehung recht augenfällig sein sollte. Graf von der Westen stand weiter zurück, den Hut über die Augen gedrückt. Am tiefsten im Hintergrunde verbarg ein Mann sich, dessen Civilkleider ein untergeordnetes Verhältniß andeuteten; seine starren, unveränderlichen Gesichtszüge verriethen eine eiskalte Seele. Daß der hochmüthige Graf von der Westen ihm nicht den Rücken wandte, sondern ihm nur die Seite zukehrte, deutete an, daß er wenigstens im Stande war, ihm zu schaden. Es war des Erbprinzen Secretair, Struensee's unversöhnlichster Feind, Dänemarks künftiger Minister. —

In dem Augenblick, wo Sophus das Thor erreichte, ward die Wagenthüre zugeschlagen. Der rothgelbe Schein der Fackeln fiel in die Kutsche, welche mit hohlem Gepolter langsam durch die große Thorwölbung rollte. Das Fenster stand offen. Auf dem Vorderplatz saß ein Of=

ficier mit gezogenem Degen, auf dem Rücksitz eine dichtverschleierte Dame, und ihr zur Seite Lisette, die sorgsam ein kleines Kind auf ihren Armen wiegte, während schwere Thränen auf ihr blasses, beinahe lebloses Gesicht niederflossen. Sophus stürzte hinzu. Er hatte die Königin erkannt, die neugeborene Prinzessin und Lisetten; mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte hängte er sich fest an die Wagenthür, er wollte das Schwerdt ziehen, aber vermochte es nicht; sogar die Stimme versagte ihm, und sein Ruf erstarb in einem leisen Flüstern. Die Dragoner hatten sich schon in Bewegung gesetzt, den Wagen zu umringen. Die Königin schlug den Schleier zur Seite, sie hatte den Sophus erkannt; mit ersterbendem Blick und durchdringendem Schrei sank sie zurück in den Wagen. Lisette beugte sich nach dem Fenster hin und rief mit verzweifelnder Stimme seinen Namen. Der Officier zog das Fenster in die Höhe. Ein Dragoner warf sein Pferd gegen ihn, er ließ den Wagen los und stürzte nieder, die Dragoner schlossen sich dicht um den Wagen, der in Galopp über die Holmsbrücke rollte und in der dunkeln ihn umgebenden Nacht verschwand. Sophus sank zur Erde, ein mitleidiges Pferd setzte seinen eisenbeschlagenen Huf in seine Seite, und der Schmerz beraubte ihn des Bewußtseins. Aber dieser Umstand rettete sein Leben, denn die geschlossene Wunde öffnete sich wieder, das Blut strömte auf den weißen Schnee, und eine tiefe Ohnmacht bemächtigte sich der Beute, welche der Tod schon in seine Arme genommen hatte. —

Eine langdauernde Bewußtlosigkeit hatte Nordens Sinne umflort, er hatte keine Vorstellung von der Gefahr, in welcher sein Leben schwebte, er fühlte kaum seine Schmerzen, und eine lange und trübe Zeit verfloß ihm in einer glücklichen Unbewußtheit der Gräuel, welche sie in ihrem Schooße trug. Er wußte nicht, daß eine Hofcabale Dänemarks Königin von ihrem Throne gestürzt und sie verurtheilt hatte, in der Gefangenschaft auf der Festung Kronburg zu seufzen ohne einen andern Trost als den, welchen Lisettens aufopfernde Hingebung, und ihrer kleinen Tochter kindliches Lächeln der Irregeleiteten gewähren konnte, welche so hart büßen mußte für die Schwachheiten, welche Jugend und Unbesonnenheit erzeugt und unglückliche Verhältnisse ausgebrütet hatten. Der Pöbel vollendete würdig diese Hofrevolution, welche untergeordnete Eifersucht und Rachbegier anstifteten; Scheiterhaufen und Brand, Plünderung und Excesse feierten das, was man nannte „des Königs und der Nation Befreiung von dem abscheulichen Joch eines verbrecherischen Ministers.“ Zahlreiche Einkerkerungen und Absetzungen fanden statt, eine finstre, kalte Etikette trat an die Stelle des jugendlichen leichtsinnigen Schwärmens am Hofe. Neue Fesseln wurden geschmiedet, um die zerrissenen Bande zu erstatten. Eines einzelnen Mannes unversöhnliche Rachbegierde hatte unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit den letzten Act dieses blutigen Dramas mit einer Grausamkeit beendigt, die nicht einmal mit Entehrung, Verkrüppelung und Tod zufrieden war, sondern ihre Opfer noch jenseit des Grabes verfolgte. Struensee und

Brandt waren unter dem Beile des Henkers gefallen, ihre zerstückten irdischen Ueberreste wurden noch von dem gierigen Schnabel der Raubvögel zerhackt, und eine Schaar von Schriftstellern, welche sich in dem Sonnenschein der neuen Macht zu baden trachteten, und um zeitliche Gunst ihre Namen der Verdammung der Nachwelt preisgaben, zerrissen mit schamloser Frechheit das Andenken der Unglücklichen, und höhnten die Gefallenen mit heiserem Krähengeschrei. Eine glückliche Bewußtlosigkeit verbarg diese Abscheulichkeiten dem Kranken, der ein Gegenstand der zärtlichsten Pflege war; dieser Zeitraum war wie ausgetilgt aus seinem Dasein, — ach, daß wir nicht auch aus Dänemarks Geschichte ihn austilgen können? — —

Der Sommer blühte wieder in seiner vollen Pracht, die Bienen summten um die duftenden Kelche, die ganze Natur entfaltete ihren reichen vollen Glanz um das dämmerige Schloß Kronburg; denn in der Brust der Natur schlägt kein theilnehmendes Herz für die Bekümmernisse und Leiden der Menschheit. —

An einem der letzten Tage des Maimonds war das Meergestade bei Helsingör mit Menschen bedeckt, welche mit erwartungsvoller Neugierde drei englische Kriegsschiffe betrachteten, welche mit wehenden Flaggen und entfalteten Segeln im Oeresund Anker geworfen hatten außerhalb Kronburg, wo Nord- und Ostsee sich begegnen und mit ihren schäumenden Wogen die alte gothische Festung bespülen. Eine helle Sommersonne schien diesem traurigen Tage einen festlichen Charakter geben zu wollen.

Schon mehrere Stunden hatten die Zuschauer geduldig gewartet mit einer Stille, welche für eine so zahlreiche Versammlung ungewöhnlich war. Boote fuhren hin und her von den englischen Schiffen nach dem Schloß; überall sah man Vorbereitungen zur Abreise.

„Nun kann es nicht mehr lange dauern," sagte ein Mann zu seinem Nachbar. „Da ist eine von den Damen."

Ein Bot stieß vom Ufer mit einer verschleierten Dame.

„Sie weint, die Arme! Ja, es ist wohl schwer, ein solches Schicksal zu leiden," sagte der mitleidige Bürger. „Sie bekommt die dänische Küste wohl nie wieder zu sehen."

„Es ist Comtesse Thralau, die der Königin ins Ausland folgen will," sagte ein Andrer, der in persönlicher Bekanntschaft mit der Umgebung der Königin zu stehen schien. „Sie und Jungfrau Calais wollen sich nicht von Ihrer Majestät trennen."

„Ihr müßt das freilich wissen, da Ihr im Dienste des Hofs gewesen seid," sagte der Bürger. „Ihr kanntet sie wohl Alle zusammen, die um die Königin waren?"

„Ich bin manches liebe Mal mit der Königin gefahren. Sie war uns eine gnädige Herrschaft. Jetzt haben wir den Laufpaß bekommen, so viel wir sind. Jetzt giebt es neue Besen, die fegen."

„Steht es denn jetzt etwa besser als zu Struensee's Zeit? Mir däucht, daß sie es zu hart mit ihm gemacht haben, mag er auch immer ein Sünder sein. Gott im Himmel, so mit ihm umzugehn! Und der arme Graf

Brandt auch. Einem Manne den Kopf abzuschlagen um eine Kleinigkeit!"

Der ehemalige Hofbediente sah sich vorsichtig um, ehe er antwortete. Dann sagte er mit gedämpfter Stimme: „Ich will Euch sagen, wie es ist: — der eine Rabe ist nicht besser als der andre. Es geht akkurat eben so wie vorher, es ist präcis dieselbe Wirthschaft, nur etwas langweiliger und ehrbarer, übrigens derselbe Sauerteig. Aber es thut nicht gut, darüber zu räsonniren, und ich werde meinen Mund wohl hüten, so lange ich meinen Hals lieb habe."

„Hm, hm! Ja, ja, ja! Jeder hat doch Erlaubniß zu denken," sagte der Bürger mit tiefsinniger Miene. „Es ist doch erschrecklich. Eine Königin aus dem Bette zu jagen mitten in der Nacht, wenn sie eben von Tanz und Lustbarkeit gekommen ist, sie in ein Fuhrwerk zu schmeißen und sie nach Kronburg zu fahren, wo die Sclaverei ist! Gott behüte und bewahre uns! Und sie nicht einmal Abschied nehmen zu lassen von ihrem eignen Sohne!"

„Ja, wenn es erst auf den Kriegsfuß kommt, so ist da nicht viel Unterschied! die Großen hassen sich Alle unter einander," sagte der Hofbediente flüsternd, „daher darf man sie nicht böse machen."

„Hätte sie nicht so stricte darauf bestanden, so hätte sie nicht einmal die kleine Prinzessin nach Kronburg mitnehmen dürfen," sagte der Bürger. „Sie wollte partout nicht aus dem Schloß, bis sie ihr das Kind brachten. Und so kamen sie endlich damit, denn sie wollten sie

forthaben, sie waren bange, daß es hell werden würde. Nun soll sie sich gar von der kleinen Prinzessin trennen und ganz allein reisen trotz dem, daß sie Mutter der beiden Kinder ist und uns Allen hat befehlen können."

„Ja, ja, plaudert nur nicht mehr davon," sagte der vorsichtige Bediente. „Was nützt das Reden? Das Klügste ist zu schweigen und zu denken."

„Hört, daß sie so den König überraschen und ihm einbilden konnten, man stehe ihm nach dem Leben, um seine Einwilligung zu bekommen, das kann ich nicht begreifen," fuhr der Bürger flüsternd fort. „Aber es versteht sich, wenn man geweckt wird mitten in der Nacht, so ist man confus, so ist es freilich geschehn, daß man seinen Namen auf einem Stück Papier unterschreibt, ohne zu wissen, was darauf steht."

„So schweigt doch still, zum Teufel! Wollt Ihr uns Beide unglücklich machen mit dem verdammten Räsonniren?" flüsterte der Bediente und rückte von ihm weg.

Ein allgemeiner Seufzer entfuhr plötzlich der ganzen Versammlung. — Die Königin stieg ins Boot. Ein dichter Schleier bedeckte ihr Haupt und verbarg die thränenvollen Wangen; zum letzten Mal hatte sie ihr kleines Kind an die Brust gedrückt. Sie stützte sich auf Lisetten, die mit liebevoller Sorgfalt ihr den Platz im Boote zurechtmachte. Lisette war sehr blaß und mager, ihre Augen von Thränen geröthet. Als das Boot vom Ufer abstieß, donnerte der königliche Gruß von den englischen Kriegsschiffen, und hüllte bald das stumme Kronburg in dichten Dampf, der mitleidig der unglücklichen Königin

den Anblick des Gefängnisses entzog, wo sie auf ewig von einem geliebten Kinde Abschied genommen hatte. Es war, als ob das letzte Band, das Carolinen Mathilden noch an Dänemark band, in diesem Augenblick hörbar zerrissen wurde. Mit gedämpftem Schrei sank sie auf das Polster zurück. Lisette hielt die Hände vor die Augen und weinte laut.

Der Pulverdampf wogte in großen Kreisen und verbarg das Boot den Blicken der versammelten Menge, noch ehe sie die Fregatte erreichte. Es war für die Zuschauer, als ob eine Wolke die Verbannte aufnahm, um sie vor das barmherzige Gericht des allliebenden Vaters zu führen. Als die Wolke schwand, war auch die Königin verschwunden; aber manches nasse Auge erhob sich zum Himmel und opferte ihr einen Gedanken der Liebe. —

„Sollen wir Hurra rufen?" sagte der Bürger. „Es däucht mir doch, daß man zur Ehre der Königin Hurra rufen sollte!"

„Thut, wie Ihr wollt. Ich mische mich nicht in die Politik," sagte sein Nachbar mit vorsichtiger Miene.

„Wenn Ihr rufen wollt, so bin ich mit dabei — meiner gnädigen Herrschaft wegen," sagte der Hofbediente und trocknete die Augen.

Aber der Bürger hatte schon seinen augenblicklichen Enthusiasmus besiegt, und indem er sich langsam umdrehte, um nach Hause zu gehen, sagte er: „Nein, es ist auch wohl das Beste, es bleiben zu lassen. Hm! In vorigen Zeiten war keine Gefahr dabei, ein bischen ver-

gnügt zu sein. Da konnte man nach Gefallen Hurra rufen."

„Weshalb soll man sich gegen den auflehnen, der die Macht hat?" sagte der vorige Hofbediente. „Man muß ja an seine Zukunft denken. Die, welche fort sind, die sind fort, und von ihnen hat man keinen Nutzen mehr."

Die Fregatten hatten die Anker gelichtet. Ein schwacher Luftzug blähte die Segel. Leise, wie zu einem Trauerzuge trugen sie die junge, schöne, noch nicht zwei und zwanzigjährige Königin von Dänemarks stiller Küste, die wenige Jahre zuvor sie mit abgöttischem Jubel empfangen hatte. Die politisch Todte ward in ihr lebendiges Grab geführt. —

Die Zuschauer zerstreuten sich allmählig. Ein alter Mann mit entblößtem Haupte stand noch auf der äußersten Spitze des Meergestades; mit der einen Hand hielt er sein Taschentuch in der Luft wehend, mit der andern umfaßte er die runzlichte Hand eines alten Frauenzimmers. Es war der alte Calais und seine Schwester. Sie schwiegen Beide. Base Cordia weinte. Endlich sagte der alte Goldschmidt: „Komm, Schwester, nun können wir sie nicht mehr sehen. Der liebe Gott sei mit ihnen und beschirme sie ihr Leben lang. Und das wird er, ihrer Frömmigkeit wegen."

Base Cordia sagte weinend: „Ach, daß wir den Kummer in unsern alten Tagen haben sollten! Alles zu verlieren, was wir lieb haben! Es ist doch allzu schwer!"

„Lisette konnte nicht anders handeln,“ sagte der Goldschmidt tröstend. „Treue geht über Alles. Man soll seinen Beruf in dieser Welt erfüllen, so kann man getrost vors Gericht treten in jener Welt!“

Base Cordia warf noch einen Blick übers Meer; dann wandte sie sich um und trocknete die Augen.

„Schwester,“ sagte Calais nach langem Stillschweigen, „ich kann es in dem alten Hause nicht aushalten. Was sollen wir hier bleiben? Wir haben hier nichts zu thun. Ein fleißiger Arbeiter kann sein Brot überall finden. Ich werde dieß Land verlassen.“

„Gott, Vater! Willst Du auf Reisen gehen in Deinem Alter?“ brach Base Cordia aus. „Soll ich denn in meiner letzten Zeit allein bleiben, und keinen haben, der mir, wenn ich gestorben bin, die Augen zudrückt?“

Und der Base Thränen flossen noch häufiger bei dem Gedanken an ihr verlassenes Alter.

„Gieb Dich zufrieden, Schwester, wir wollen treu bei einander bleiben, wir beiden Alten. Die heiligen Männer in der Bibel zogen auch aus ihrem Lande, als sie schon älter waren als ich, und der liebe Gott war doch mit ihnen. Ich kann nicht hier bleiben, — ich folge der Königin nach. Sie brauchen wohl auch Goldschmidte in Zelle. Und sollte es auch wenig Arbeit geben, so wollen wir sparsam sein, und uns zufrieden geben, wenn wir kärgliches Brod zu verzehren haben bei denen, welche wir lieben. Besser Grobbrot in Liebe als in Ueberfluß leben mit — — — Unser Herr Gott verzeihe es mir, wenn ich die verdamme, welche dieß Unglück

gestiftet haben. Komm, Base, wir wollen Lisetten aufsuchen. Das Mädchen ist mir ans Herz gewachsen, wie es nur meine eigene leibliche Tochter sein könnte." —

Ehe der Sommer zu Ende ging, waren die Laden an des alten Goldschmidts Fenstern geschlossen; das Haus stand leer und verlassen. —

Drei Jahre waren vergangen, — eine Ewigkeit für den Unglücklichen, eine Spanne Zeit für den Glücklichen. Diese drei Jahre hatten Sophus gelehrt, daß es ein inneres Glück giebt, das äußere Begebenheiten wohl verdunkeln, aber nicht vernichten können. Elisabeth war seit zwei Jahren seine glückliche Gattin, sie hatte ihm eine Tochter geschenkt, die nach der Königin genannt war, und mitten in dem Schiffbruch, das so viele Bande zerrissen hatte, knüpfte sich dieß desto fester. Die Geheimeräthin hatte sie überredet, bei ihr zu wohnen; die alte Dame verjüngte sich in dem Kinde ihrer Nichte. Mit dem Grafen Rosen und einigen wenigen geprüften Freunden bildete dieser kleine Kreis eine Oase mitten in der Wüste der kalten Etikette und berechnenden Politik, welche herrschend geworden waren. Sophus legte sich das Opfer auf, am Hofe zu bleiben, er sah es als seine Pflicht an; es war Ergebung für die Königin, die allein ihn bewegen konnte, eine Stellung beizubehalten, die mit seiner Neigung nicht mehr übereinstimmte; er war das

einzige Glied, das Carolinen Mathilden noch mit ihren Kindern verband. Durch Sophus empfing sie regelmäßig Nachricht davon. Die Briefe, welche Elisabeth bisweilen von der Königin erhielt, athmeten eine fromme Resignation und Ergebung in den Willen der Vorsehung; sie enthielten stets einige freundliche Worte von Lisetten. Diese theuren Mittheilungen verstärkten jedesmal die milde Ruhe, worein der Schmerz über so vieles Unglück sich allmählig aufgelöst hatte.

Oberst Held war in Ungnade gefallen. Comtesse Reiffenstein, die seiner dreisten Aufdringlichkeit und stets wiederholten Bewerbungen müde war, entfernte ihn von der Hauptstadt; er ward in eine andre Garnison versetzt, wo er sich indessen damit tröstete, neue Zuhörer seiner französischen Phrasen und Anstandsregeln zu finden. Die Generalin Geldern ward nach kurzer Verhaftung mit ihrem Manne, der seine Aemter verlor, nach Jütland verwiesen. Lieutenant Eichfeldt, der zum Capitain avancirt war, ward in einem Duell auf der Insel Hween von einem englischen Officier erschossen, den er herausgefordert hatte nach einer Ohrfeige, womit ihm der Engländer die prahlende Aeußerung vergalt, daß e r es eigentlich sei, der den glücklichen Erfolg der Revolution gesichert habe dadurch, daß er den Kammerdiener Struensee's überraschte und ihn einschüchterte, so daß er ihm die Thür zu seinem schlafenden Herrn öffnete; mit Struensee's Verhaftung sei die Hauptsache abgethan und des Grafen Brandt tapfere Gegenwehr, der sich nicht gutwillig ergeben wollte, vergeblich gewesen. Graf Tan=

nenberg, der die Königin gestürzt hatte, sah sich in seinen Erwartungen betrogen. Die Revolution hatte sich ganz anders entwickelt, als er vermuthete. Reue und Verdruß, auch wohl Scham, sich so überlistet und wie ein willenloses Werkzeug gebraucht zu sehen, trieb ihn an, mit den Machthabern zu brechen. Er ward auf seine Güter in Holstein verwiesen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Tannenberg verließ er Dänemark, wo sein Einfluß vernichtet war. Kammerherr Seifensee belustigte noch bisweilen die jüngeren Hofcavaliere mit alten Witzen und Anekdoten. Wie die Verschwornen an Macht und Ansehen stiegen und die Beute gemeinschaftlich theilten, ist eben so bekannt wie das Schicksal der vielen Opfer, welche mit dem gestürzten Ministerium fielen. —

In den Umgebungen der Königin ging bald eine bedeutende Veränderung vor. Graf Rosen, der das Vertrauen der ganzen Welt besaß, und es in so hohem Grade verdiente, war früh in alle Geheimnisse eingeweiht worden, welche die Thralau'sche Familie betrafen. Er wußte, was nicht einmal Comtesse Mathilde ahnte, daß ihr Kind lebte. Es war die Absicht der aufgebrachten Familie gewesen, dieß Kind in dem Dunkel verschwinden zu lassen, was seine Geburt umgab, und das Kind war deßhalb als todtgeboren ausgegeben. Aber Graf Rosen hatte sich heimlich Licht zu verschaffen gewußt über Ort und Art der Unterbringung desselben. Nach seiner Zurückkunft vom Auslande hatte der alte Diplomat sofort seine Aufmerksamkeit auf dieß Familiengeheimniß gewandt und mit wachem und väterlichem Auge nun das Schicksal

des Kindes verfolgt und sich gefreut, daß seine Theilnahme durch die Gewißheit belohnt wurde, das Kind sowohl, als dessen Pflegeeltern lebten glücklich in ihrer einfachen Lage. Da die Umwälzungen des Schicksals Comtesse Thralau und Lisetten so wunderlich zusammenführten und sie bestimmten, ihr Leben eine an der Seite der andern zu führen, da sie sich Beide vereinigten in einer gemeinsamen Ergebenheit, welche der Macht des Blutes zum Zeugniß diente, sah der alte Graf hierin den Finger der Vorsehung. Er theilte der Comtesse allmählig und mit der größten Vorsicht dieß Geheimniß mit, und die Hartgeprüfte segnete nun die zurückgezogene Lage, welche es ihr erlaubte, ihre Tochter vor einem beschränkten Kreise anzuerkennen, und sie zu einer glücklichen Mutter machte. Bei Lisetten erweckte diese Auflösung, welche den alten Calais und Base Cordia innig freute, eine milde Wehmuth, und der Flecken, der noch an ihrer Geburt klebte und sie zu gleicher Zeit des Anrechts an einen einfachen wie an einen berühmten Namen beraubte, warf einen Schatten über ihr Dasein.

Graf Tannenberg schweifte indeß im Auslande umher, ohne daß seine finstere Gemüthsstimmung, welche durch die unfreiwillige Unthätigkeit vermehrt wurde, den stolzen Mann Ruhe der Seele finden ließ. Er stand mehr als jemals allein in der Welt, seine Gemahlin war in Kiel gestorben nach langwieriger Gemüthskrankheit. Da faßte er den Entschluß, entweder sich mit der schwergekränkten Caroline Mathilde zu versöhnen, oder von eigener Hand zu sterben. Er begab sich heimlich nach Zelle, und hatte

nach einigen Vorbereitungen eine Zusammenkunft mit der Königin. Der schlummernde Schmerz ward wieder in der stillblutenden Wunde geweckt, und der Anblick des Mannes, der ihr Alles geraubt hatte, Kinder, Achtung, Freunde, Thron und Zukunft, war eine harte Prüfung. Aber die Königin ging siegreich aus dem Kampfe hervor, — sie verzieh dem Reuigen, sie tröstete sogar den Niedergebeugten, und strebte, ihn zu überzeugen, daß ein unglücklicher irreführender Augenblick nicht einen ewigen, unauslöschlichen Flecken auf einem uralten fleckenlosen Schilde hervorbringen werde, die Reue habe ihm den vorigen Glanz zurückgegeben. — In Zelle sah der Graf Comtesse Thralau und die liebenswürdige Lisette, die der holde Genius aller jener Leidtragenden war. Er erfuhr, daß das Band, das ihn zu Lisetten beim ersten Anblick hingezogen hatte, von der Natur geknüpft sei. Lisette hatte ihres Vaters kräftigen Willen und ihrer Mutter lebendige Phantasie und warmes Herz geerbt. Sie machte einen tiefen Eindruck auf den Grafen. Er bot Mathilden seine Hand, er wollte einen Theil seines Frevels dadurch gut machen, daß er seiner Tochter Namen und Stellung in der Welt gab, — die Zeit der Versöhnung war gekommen. Aber er fühlte, daß die Nemesis ihn schon mit ihrer Hand gefaßt habe, daß seine Gegenwart die Freude aus diesem kleinen Kreise verjagen werde, und eilte sich zu entfernen. Nach der Trauung, welche in aller Stille vollzogen wurde in Gegenwart der Königin, der Pflegeeltern Lisettens und des Grafen Rosen, der nicht angestanden hatte, eine beschwerliche Reise

zu machen, um das Ziel seiner heißesten Wünsche erfüllt zu sehen, segnete der Graf seine Tochter, und verließ augenblicklich Zelle. — Er starb im südlichen Frankreich, wie ein Flüchtling, nachdem er vergebens die verlorne Ruhe in Zerstreuungen gesucht hatte.

Zu einer Stellung erhoben, die selbst in äußerer Hinsicht sie auf gleiche Stufe mit ihren Umgebungen setzte, lebte Lisette glücklich, in liebevollen und herzlichen Verhältnissen. Die Königin, ihre Mutter und Pflegeeltern machten die ganze Welt für sie aus; sie umfaßte sie mit der beglückten Hingebung eines frommen Herzens. So waren die tröstenden Worte in Erfüllung gegangen, welche Graf Rosen auf Hirschholm an Lisetten richtete, daß die Vorsehung auch ihr erstatten werde, was sie jeder frommen Entsagung gewährt. Der Graf reiste den Tag nach der Trauung nach Kopenhagen zurück; sein Bericht von dieser Veränderung in Lisettens Schicksal setzte die Krone auf Nordens und Elisabeths Glück. —

Nach wenigen glücklichen Jahren ward dieser späterworbene Frieden plötzlich gestört. Die kleine Caroline Mathilde ward von den Pocken befallen, welche damals in Kopenhagen herrschten. Das Kind starb, nachdem es seine Mutter angesteckt hatte, die ihren kleinen Liebling mit unermüdlicher Sorgfalt pflegte. Bei dieser Krankheit, welche das Leid und die zurückkehrende wehmüthige Erinnerung an das unglückliche Schicksal der Königin verschlimmerte, stand die Prophezeihung der Unbekannten auf der Maskerade beständig vor Elisabeths Phantasie, wie eine untrügliche Mahnung. Der Glaube an den

Tod rief den Tod herbei und machte die Prophezeihung wahr. Ein zehrendes Fieber untergrub schnell ihre Lebenskraft. Elisabeth starb in den Armen ihres Gatten und ihrer Tante. Sie starb mit Anerkennung des unsäglichen Glückes, das ihr die Liebe bereitet hatte, mit Segenswünschen für alle ihre Lieben und ihrer theuren Königin geliebten Kinder. Bei Sophus hinterließ sie eine Lücke, die niemals ausgefüllt werden konnte. —

Drei Monate nachher war wieder einer der letzten Tage des Mais. An diesem Tage vor drei Jahren hatte Caroline Mathilde Dänemark verlassen. Sophus saß allein in seinem Zimmer; seine Gedanken waren heute mehr als gewöhnlich der vergangenen Zeit zugewandt, sowie dem Verluste, welchen er erlitten hatte. Mit wehmuthsvollem Lächeln stellte er Betrachtungen an über die Ironie des Schicksals, das grade heute Abend einen Hofball angeordnet hatte.

Die Thür öffnete sich und Graf Rosen trat ein. Die verschwundenen Jahre, welche tiefe Linien auf Nordens jugendlichem Gesicht gezogen hatten, waren auf dem des alten Diplomaten spurlos vorübergegangen. Mit dem gewöhnlichen, milden, herzlichen Lächeln drückte er seines jungen betrübten Freundes Hand, indem er sagte: „dieß ist wieder ein Tag für unsre Erinnerungen, lieber Sophus.“

„Ein doppelter Trauertag,“ antwortete Sophus.

„Weißt Du es schon?“

„Es ist die Nachricht angekommen von dem Tode der Königin in Zelle am elften. Ich weiß es. Sie hat

ausgekämpft. Jetzt ist sie so glücklich, wie sie es verdient hat wegen ihres edlen Herzens. Hat sie gefehlt, so hat sie auch dafür gebüßt."

„In Zelle ist die Trauer allgemein," sagte der Graf, „sie wird dort angebetet wie eine wohlthätige Fee. Und hier geht man auf den Hofball. — Wer denkt wohl noch an Caroline Mathilde? Und wie Viele haben ihr nicht für Wohlthaten zu danken! — So bestätigt es sich, daß wir härter beurtheilt werden für die kleinen Fehler, welche wir begehen, als für die großen Tugenden, welche wir auszuüben unterlassen. Sowohl von der Königin, wie von Struensee kann das gesagt werden, daß sie große Tugenden besaßen, aber ihre Fehler stürzten sie, Laster würden ihre Stellung gesichert haben. Mit Lastern hätten sie die Form grade nicht beleidigt."

„Es war Struensees Schwachheit und Unbestimmtheit, die ihn stürzte," sagte Sophus, „sein Mangel an Muth, seine Anmaßung gegen den Adel des Landes, der den bürgerlichen Minister nicht dulden wollte."

„Und der sich verlocken ließ, ihn zu stürzen, — um wieder einen bürgerlichen Minister an seine Stelle zu bekommen. Es ist wohl ziemlich dasselbe, ob man Sohn eines holsteinischen Geistlichen oder eines norwegischen Geistlichen ist. Struensee fiel in einem persönlichen Kampfe zwischen zwei ehrsüchtigen bürgerlichen Gegnern, welche ihren Holmgang auf dem Thron des Königs von Dänemark kämpften und ihn zum Wanken brachten. Auf der einen Seite Talent, warmes Herz und jugend-

liche Begeisterung, auf der andern Kenntnisse, kalter Verstand und berechnende Ueberlegung. Die übrigen Verhältnisse sind ganz gleich, — ganz. Aber wenn die Begeisterung die Besonnenheit verachtet und die Form beleidigt, da siegt die berechnende Ueberlegung, denn sie hält die Form in Ehren als ihre sicherste Stütze."

„Und dieser Hofball heute Abend, an diesem Tage?" sagte Sophus. „Zeugt der auch von Beachtung der Form? Wie leicht wäre es gewesen, ihn abzusagen, und wie natürlich!"

„Der Kampf ist zu Ende, und die Form, die einem ungewohnten Cüraß gleicht für gewisse Leute, genirt nur, und wird deshalb bei Seite gesetzt. Aber ich prophezeihe, daß das unbeugsame Fatum sein Recht früh oder spät geltend machen wird, — dieser Minister wird einst seines Vorgängers Schicksal haben; Gott gebe ihm dann einen gnädigern Richter. Und da kann vielleicht dieser Hofball heute Abend ein mächtiger Stein in der sinkenden Wagschale sein. Selbst bei einem Kinde muß eine solche Verletzung der Form einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Der kleine Kronprinz wird heute trauern, aber der Hofball nicht abgesagt. — Mag daran Theil nehmen, wer sich dazu hergeben will!" —

„Es ist Nachricht von noch einem Todesfalle angekommen, der in den Augen der Welt noch unbedeutender ist als der der Königin," sagte der Graf nach einer Pause. „In den Regionen, wo Lisette nun mit der Königin versammelt ist, werden sie Arm in Arm vor Gottes

Angesicht treten; denn was in Liebe zusammen gehört, das wird in Liebe versammelt."

„Lisette!" brach Sophus schmerzlich aus. „Auch sie?"

„Gott erweist seine Gnade denen, die auf ihn trauen," sagte der Graf. „Er hat Caroline Mathilde, Elisabeth und Lisette zu seinem ewigen Frieden versammelt. Die Trennung war nur kurz. Lisette ist glücklich gewesen. Die göttliche Gerechtigkeit hatte ihr eine große Freude vorbehalten, in einem hohen Berufe zu wirken zum Trost und zur Erquickung ihrer Theuersten. Das erkannte sie und segnete ihr Schicksal."

„Dieser Glaube hat einen Stein von meinem Herzen genommen," sagte Sophus, und drückte seines alten Freundes Hand. Der Graf that, als ob er ihn nicht verstände. —

„Ein edleres Herz hat nie in eines Menschen Busen geschlagen als Lisettens," sagte Sophus nach einigen Augenblicken.

„Ihr heißester Wunsch war, nicht die zu überleben, für welche allein sie lebte," sagte der Graf. „Sie ward von einem heftigen Fieber ergriffen, die Königin wollte mit ihrer Mutter an ihrer Pflege Theil nehmen; selbst da der Arzt die Krankheit für ansteckend erklärte, ließ sich die Königin nicht von ihrem Lager entfernen. Lisette athmete ihren letzten Seufzer aus in den Armen der Königin, die Hand einer Gesalbten übte den Beruf einer barmherzigen Schwester und drückte ihr die Augen zu. Wenige Tage darauf war Caroline Mathilde nicht mehr." —

„Mit Lisette ist der letzte Sprößling der Tannenberger Hauptlinie ausgestorben,“ fuhr Graf Rosen fort. „Die Gräfin Mathilde hat mir geschrieben und mich von Lisettens Tod benachrichtigt. Sie hat ihren Mädchennamen wieder angenommen und will für die Zukunft sich Gräfin Thralau nennen. Sie hat Ihnen ein Geschenk gesandt, mein Freund, von der sterbenden Lisette, die über Elisabeth wie über eine geliebte Schwester geweint hat. Es ist ein Ring, den Elisabeth einmal auf Hirschholm bei einer Gelegenheit ihr zum Andenken gegeben hat; sie wünschte, daß er nicht in andere Hände kommen möchte als in die Ihrigen.“

Der Graf legte den Ring vor ihm hin auf den Tisch. Sophus betrachtete mit tiefer Bewegung dieses Andenken an seine entschlafene Freundin. Es war ein Goldring mit einer dunkelblauen emaillirten Platte, eingefaßt mit kleinen weißen Perlen; auf der Platte stand eine Säule, und auf der Säule das einzige Wort: Fidélité, in einem Vergißmeinnichtkranz.

„Ja, Du warst eine treue Seele,“ sagte Sophus tief gerührt. „Treue war Dein Symbolum. Dieser Ring soll mir ein doppeltes Andenken sein an die, welche mich am liebsten hatten in dieser Welt.“

Bei diesen Worten steckte er den Ring an den Finger.

„Ein dreifaches,“ sagte der Graf. „Ich war zugegen, als die Königin diesen Ring von ihrem Finger zog und ihn Elisabeth gab, die sich im Scherz beklagte, daß sie nie einen Ring besessen habe. Elisabeth hielt ihn

hoch, sie hat Lisetten damit ein Geschenk machen wollen, das ihr selbst bedeutungsvoll war."

„Ein vierfaches Andenken," sagte Sophus. „Es soll mich auch an Sie erinnern, mein våterlicher Freund, der Sie mir ihn gebracht haben, und dessen liebevolles Herz alle die drei Verklårten zu wůrdigen wußte. Und wenn ich einmal alt werde, und die Zeit mein Andenken an mein vergangenes Leben mit dessen Freuden und Leiden geschwåcht hat, so wird dieser Ring mich noch an meine alten Erinnerungen knůpfen." —

Ende.

Druck von H. W. Herling in Merseburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bernhard, Carl,

Gesammelte Werke Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. Deutsch u. K. L. Kannegiester

Bd.: 9

Lpzg. 1847

P.o.rel. 4895-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10037005-6